

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1881.

№ 5.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1880]

Die Schwestern.

Roman von W. Kautsky.

(4. Fortsetzung.)

Jetzt wurde ein zweitesmal, und zwar minder heftig angepöcht, alle erwarteten mit einem gewissen Schreck, daß sich jetzt die Thür öffnen würde, aber schon war Minna herzugespungen und hatte mit rascher Hand den Riegel vorgeschoben.

„Ach, das ist gut,“ rief Minna laut und voll Befriedigung die Hände zusammenschlagend.

„Was ist's?“ rief Malchen abermals. Sie war noch immer nicht völlig wach und begriff nichts.

„So,“ sagte Minna fest und ruhig, „jetzt sind wir vor einem Ueberfall gesichert, und jetzt frage ich, wer das ist, der sich untersteht, zu so später Stunde bei uns Einlaß zu fordern, und noch dazu in so ungestümer Weise.“

„Ach, es war schrecklich unvorsichtig, die Thür offen zu lassen,“ bemerkte Marie, die sich darüber noch nicht beruhigen konnte.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, meine Damen,“ antwortete von draußen eine klangvolle Männerstimme, „es war sehr unvorsichtig, aber ich erwarte nichtsdestoweniger, daß Sie, meine Fräulein, mir den Riegel schnellstens wieder zurückschieben werden.“ Die Schwestern stießen einen Schrei jubelnden Entzückens aus.

„Alfred!“ rief Minna.

„Alfred!“ rief Malchen, die mit einemmale wach war und nun mit überhastender Eile in ihre Röcke zu schlüpfen versuchte.

„Alfred!“ wiederholte auch Marie in bebender Verwirrung. Das Blut wallte ihr zum Herzen und drang ihr gegen die Schläfen, es raubte ihr fast die Besinnung. Sie sah sich im Zimmer um, wie ein erschrockenes Mäuschen, ob es nicht ein Versteck erspähen könnte, und sei es noch so klein, sie wollte sich hineinwürgen, — oder gab's einen Ausweg? Aber nein, hier war nur die eine Thür — und doch, es war ihr, als könne sie ihn jetzt nicht sehen, diesen Alfred, als dürfe er sie nicht hier finden. Ein eigenthümliches Gefühl zaghafter Scham übertam sie, von dem sie sich keine Rechenschaft geben konnte.

Minna war der Thüre zugestürzt, um den Riegel zurückzustoßen. Marie flüchtete in eine Ecke. Die Thür war offen. Ein junger Mann, schlank, von Mittelgröße, hübsch und elegant in seiner äußeren Erscheinung, erschien auf der Schwelle und breitete im raschem Hereintreten seinen Schwestern die Arme entgegen. Sie stürzten ihm um den Hals und erstickten ihn fast mit Liebkosungen. Marie sah auf dies Bild geschwisterlicher Zärtlichkeit, und Freude und Mitgefühl sprachen auch ihre Züge aus; dann aber, den Augenblick des ersten Taumels benutzend, entfernte sie sich rasch und unbemerkt.

„Alfred, mein theurer Alfred, so habe ich dich wieder,“ rief Minna, noch ganz in der Ekstase des Entzückens; „o nun wird alles, alles wieder gut!“

„Lieber Bruder,“ sagte Malchen, mit ihren Armechen seinen Hals umschlingend, „du hast uns soviel Angst gemacht; wie haben wir um dich geweint!“

„Berzeiht mir, ihr Theuren,“ bat Alfred, sie beide in seine Arme schließend. Dann hielt er sie ein wenig von sich und betrachtete sie mit Zärtlichkeit. „Aber ihr seid gesund, du siehst so blühend aus, Minna, und das kleine Ding da scheint mir gewachsen, aber leicht und dünn ist sie, wie eine Feder.“ Er hob sie in die Höhe.

Malchen lachte, dann half sie ihm den Paletot ausziehen und drängte ihn hierauf zu einem Sessel. Er bemerkte, daß sie nur unvollständig bekleidet war.

„Du mußt wieder ins Bett zurück,“ sagte er.

Sie aber schwang sich auf seine Kniee und schmiegte den dünnen Leib an seine Brust. „Nein, ich will bei dir bleiben, Minna kann mir ein Tuch bringen, und du, leg' nur den Arm recht fest um mich, so, o das macht warm.“

Minna brachte einen Plaid und die Geschwister hüllten sie damit sorglich ein. Alfred zog die Kleine noch fester an sich, dann legte er sich etwas in den Sessel zurück, und ein schmerzlicher Seufzer entstieg seiner Brust. Minna hatte nun ebenfalls einen Stuhl genommen und sich zu ihm gesetzt; sie betrachtete ihn mit zärtlich besorgtem Blick. Sie fand ihn blaß, seine dunkelblauen Augen schwermüthig gesenkt, und wenn sein Mund auch lächelte, so vermochte dies doch nicht den Ausdruck des Grams, der darüber lag, völlig zu verwischen.

Minna zog seine Rechte in die ihrige und drückte sie.

„Du bleibst jetzt bei uns, nicht wahr?“

„Ja, eine Woche lang.“

„Und du wirst nicht mehr traurig sein, Fredi?“ schmeichelte Malchen, „du wirst diese Abscheuliche vergessen?“

Alfred schüttelte den Kopf.

„Es war zu tief gegangen, glaubt mir's, ein solches Weh bleibt ewig unvergessen.“

„Sie hatte dich nicht wahrhaft geliebt, sie hätte dich niemals glücklich machen können,“ sagte Minna ernst; „und drum ist die rasche Lösung die beste.“

„Vielleicht, aber auch die schmerzhafteste. Ach, es hatte mich erfaßt wie im Wahnsinn,“ er fuhr mit der schmalen, weißen

Hand gegen die Stirne, als sei all' die Qual, die er erduldet, hier eingegraben und erwache in brennender Stärke aufs neue. „Ich war tagelang ein Raub der verschiedenartigsten Gefühle, die in wilder Gährung mein Inneres durchwühlten, dann blieb ein unendlicher Ekel als Bodensatz zurück. Ich haßte und verachtete mich selbst und sie, die ganze Welt. Das Leben schien mir nutzlos, unerträglich; ich wollte — da dachte ich an euch, und der Gedanke hat mich gerettet. Ich wußte, hier seien zwei Wesen, die mir in reiner und uneigennütziger Liebe zugethan, und für die mein Leben doch noch einigen Werth haben könnte.“

Malchen schmiegte sich noch enger an ihn. Minna sah ihn ernst und vorwurfsvoll an.

„Es wäre grausam, es wäre fürchterlich gewesen, Alfred —“

„Ja, und Grausamkeit war es auch schon, euch diesen Wahnsinn zu offenbaren; ich machte mir die peinigendsten Selbstvorwürfe, als es zu spät war, nachdem der Brief schon abgegangen. Da kam mir's wie ein Lichtgedanke, ich wollte selbst zu euch, euch beruhigen und in eurem Anblick, in eurer theilnahmevollen Zärtlichkeit auch für mich Beruhigung und Trost finden.“

Die Küsse und Thränen seiner Schwestern unterbrachen ihn, sie sprachen beredter als Worte. Auch seine Augen waren feucht geworden.

„Ach,“ sagte er, „es thut so wohl, unter Wesen zu sein, die uns angehören, die uns lieben. Ich fühl's, mir wird hier besser.“

In der That, es kam ihm vor, als läge in einem Schmerz, der jebiel Theilnahme erregte, etwas Süßes. Nach und nach beruhigten sich die allzu hochgehenden Wogen, und Minna erinnerte sich, daß ein Mensch, der seit Morgens unterwegs sei, auch Hunger haben könne; sie wollte schnell einen Imbiß besorgen.

Alfred versicherte jedoch, daß er bereits auf dem Bahnhofe zu Nacht gegessen. Er hatte nicht die Absicht gehabt, die Schwestern zu wecken, er wollte nur bei Fritz anklopfen. Nun hatte er aber, von der Straße aus, in ihrem Zimmer Licht gesehen, und deshalb sei er so heraufgestürzt.

Er sah sich jetzt im Zimmer um, als spähe er nach einem Gegenstande.

„Wir sind doch allein?“ fragte er dann.

„Ganz allein, wie du siehst.“

„Aber, ich besinne mich jetzt, als ich draußen vor der Thür stand, hörte ich außer euch noch eine dritte Person hier sprechen. Es schien mir eine angenehme, jugendliche Mädchenstimme.“

„Es war meine Freundin Marie,“ entgegnete Minna.

„Ach wirklich,“ sagte Malchen, der dies auch jetzt erst auffiel, „Marie war hier gewesen, weshalb denn?“ In dem Augenblick bemerkte sie das Etui, das Minna unter den Ereignissen der letzten halben Stunde vollständig vergessen hatte und das auf dem Tische zurückgeblieben war. „Ach, sie hat das gebracht, — was ist's denn?“

Minna streckte ebenfalls die Hand darnach aus, um es an sich zu nehmen, aber Malchen war rascher gewesen, sie hatte es in den Händen und öffnete es sogleich. Die Goldmünze funkelte ihr entgegen.

„Fredt, schau, schau!“ rief sie, die ganz zum Kinde ward. „Das ist Mariens Taufmünze, oder wie sie's nennen, sie hat mir's einmal gezeigt, es ist wunderschön, sieh, hier die Taufe Johannis und auf der andern Seite die Jahreszahl — Mariens Geburtsjahr, sie ist also grade zwanzig Jahre alt. Aber weshalb brachte sie's denn nur?“

Minna war in sichtlich Verwirrung, am liebsten hätte sie die Wahrheit gesagt, aber sie erinnerte sich des Versprechens, das sie ihrer Freundin gegeben hatte, und gleichzeitig mußte sie darüber lächeln, wie sich das getroffen, daß Alfred der erste war, dem dies, ihm verborgen bleiben sollende, vor die Augen kam.

„Marie hat es gebracht, damit ich es verkaufen solle,“ sagte sie, „der Erlös ist für ein armes Mädchen, das in augenblicklicher Verlegenheit ist und dieses Geldes dringend bedarf.“

„Wer ist denn das?“ fragte die neugierige Amelie.

Minna antwortete nicht. Sie nahm das Etui und schloß es in ihre Lade. Dem Bruder war ihre Verwirrung nicht entgangen, er achtete jedoch nicht weiter darauf. Malchen hingegen zeigte sich lebhaft interessiert.

„Ich möchte doch wissen, was das schon wieder für ein Geheimniß ist; aber wo ist Marie hingekommen? Sie ist wohl vor dir davongelaufen, Fredt?“

„Marie ist schüchtern und zartfühlend,“ bemerkte Minna, sich wieder den Geschwistern zuwendend, „sie wollte unser Wiedersehen nicht stören.“

„Ich bin ihr dafür dankbar,“ erwiderte Alfred. „Nichts wäre mir peinlicher gewesen, als hier mit Personen zusammenzutreffen, die mir gleichgiltig sind. Ueberhaupt, ich will, solange ich hier bin, niemanden sehen und von niemandem gesehen werden.“ Um den Mund und die feingebildeten Nasenflügel des jungen Mannes zuckte es verächtlich. „Am liebsten wäre es mir, wenn meine Ankunft ganz und garnicht bekannt würde, aber das ist wohl von einem so kleinstädtischen Nest zuviel verlangt.“ Seine Stimme hatte sich etwas erhoben, da wurde die Thür mit einem Druck aufgerissen.

Eine hohe Jünglingsgestalt mit einem scharfmarkirten Kopf, dessen Wangen eine jähe Blässe zeigten, dessen weitgeöffnete Augen drohende Blitze sprühten, stürzte herein. Sein erster Blick traf auf Alfred, seine Zähne schlugen aufeinander, dann, soweit dies die schlechte Beleuchtung gestattete, ihn näher ins Auge fassend, änderte sich mit einemmale der Ausdruck dieses wildentflammten Gesichts. Ein Freudenstrahl brach aus den braunen Augen und der Mund öffnete sich zu einem breiten, überaus glücklichen Lachen.

„Du bist's, Alfred, Herzensfreund, — willkommen!“ rief der Neugekommene, und er warf sich Alfred an den Hals und umarmte und küßte ihn und drückte ihn wiederholt an seine Brust.

Alfred konnte sich dieser stürmischen Liebesungen nicht erwehren; als er endlich wieder frei aufathmen konnte, äußerte er sein Erstaunen und zugleich seinen Unwillen, daß Fritz Berger in dieser Weise in das Zimmer seiner Schwestern einzubringen wage. „Ober“, fragte er, einen antwortheischenden Blick auf seine Schwestern heftend, „ist er vielleicht dazu berechtigt?“

Minna vermochte nicht, sogleich zu antworten, ihre Wangen glühten, aber Malchen rief ganz empört:

„Nein und hundertmal nein, niemand hat es ihm erlaubt, und ich würde mir auch dergleichen schön verbitten. Was ist Ihnen denn beigefallen, daß Sie wie eine Bombe ins Zimmer plagen, Herr Berger?“

Fritz sah in diesem Augenblick sehr schuldbehaftet aus.

„Ihr müßt mir vergeben,“ sagte er, — es lag etwas unendlich Herzliches, Gutmüthiges in diesem etwas beklemmten Ton, — „und besonders Sie, Fräulein Minna,“ — er stockte wieder, dann in einem Schwall die Worte herausstoßend: „Ich war ein Narr, ein ganz Berrückter, ich wollte soeben durch den Korridor leise auf mein Zimmer schleichen, da hörte ich hier sprechen, und eine Männerstimme — um elf Uhr des Nachts, hier bei den Mädchen eine Männerstimme — mir fuhr's wie Dolche in den Leib und wie Wahnsinn tobte's mir im Kopf. Ich dachte nichts, ich sah und hörte nichts — ich weiß kaum, was ich that, ich kam erst wieder zu mir, als ich dich erkannte.“

Alfred zog die Brauen finster zusammen. „Du bist also eifersüchtig, Fritz,“ sagte er langsam, „und ich bin nicht im Zweifel mehr, auf wen. Minna, was hast du hierauf zu antworten?“

Diese ging entschlossen auf Fritz zu und ergriff seine Hand.

„Daß er ein Recht hatte, zu thun, was er that, und doch wieder Unrecht, denn ich liebe ihn, ich habe ihm Treue geschworen, und er soll an mich glauben.“

Drittes Kapitel.

Die Stadtmauern von Waidingen, welche an den östlichen Thurm sich angeschlossen, waren theilweise abgetragen, hie und da aber hatte man Fenster hineingebrochen und, das vorhandene Material benutzend, dazugebaut und angeflückt, und so waren an dieser Stelle einige Häuschen entstanden, die in ihrer Unregelmäßigkeit und Willkürlichkeit, ihrem Neben- und Uebereinander von dicken und dünnen, alten und neuen Mauern, krummen Winkeln und hölzernen Treppen jeder modernen Bauordnung hohn sprachen. Die Vorderfront ging in ein enges Gäßchen, das, da nur einstöckige oder ebenerdige Gebäude hier herausgewachsen waren, hinreichend Luft und Licht hatte. In einem dieser Häuschen wohnte Frau Weiß mit ihren Töchtern. Nach dem Gäßchen hinaus lag das Wohnzimmer, die Küche und das Schlafzimmer der beiden Mädchen; nach rückwärts, wo der ehemalige Stadtgraben angeschüttet worden und darauf Gartenanlagen entstanden waren, befand sich das sogenannte „Sitzzimmer“ der Familie und das Schlafzimmer der Mama. Das erstere war ein freundliches, großes Gemach, in welchem das Piano und die besten Möbel aufgestellt waren und vor dessen Fenstern die weißen Spitzenvorhänge in wohlgeordneten Falten herniederhingen. Durch diese Fenster hatte man einen ganz reizenden Ausblick. Zunächst, den Häuschen entlang, die Gartenanlage,

unmittelbar daran die Fahrstraße, dicht mit Pappeln besetzt, und jenseits derselben Wiesentristen mit einzelnen Baumgruppen, welche allmählich anstiegen und über welche eine Serpentine in den Wald führte.

In ziemlicher Höhe lag der Kirchhof und links davon, aber im Thale, bemerkte man die Kirche, das Schulhaus und eine Reihe anstoßender Gebäude, welche in grader Linie nach dem Flusse führten.

Das Thermometer war in den letzten Tagen gestiegen, der April zeigte indeß noch immer seine herkömmliche Launenhaftigkeit, und auch der heutige Tag bot ein reizendes Wechselbild von mildfreundlichem Sonnenschein und hart niederrasselnden Regenschauern.

Es war um die fünfte Nachmittagsstunde. Elvira saß am Piano. Sie sang und begleitete sich selbst. Ihre Stimme klang voll und schön; ein hoher, ungemein sympathischer Sopran. Sie sang eine Arie aus dem „Barbier von Sevilla“, welche sie heimlich dem Notentasten ihrer Tante entnommen hatte. Niemand beachtete diese häuslichen Studien; Mama verstand nichts davon, wenn sie einmal fragte, so antwortete ihr Elvira, es sei ein Kirchengesang, und Marie war immer viel zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt. All die Sorgen und Arbeiten des Haushalts ruhten allein auf ihren jungen Schultern; ja, es schien allen selbstverständlich, daß, wo es eine Arbeit gab, diese von Marie verrichtet werden müsse, wußte sie doch niemand so geschickt auszuführen. Mama war stolz auf diese gelungene Heranbildung zur künftigen Hausfrau, und wenn dies in Zukunft gut für ihre Tochter sein konnte, so war es jezt bequem für sie selbst. Elvira war ebenfalls von kleinauf an das emsige Walten ihrer Schwester gewöhnt, und selbst Tante Luise, die sonst so Einsichtsvolle, war nur zu sehr geneigt, Marie, als von der Natur prädestinirt zu betrachten, von jedem eigenen Bedürfnis abzusehen und ihren hauptsächlichsten Beruf und ihre Freude darin zu finden, anderen zu dienen. Und war es denn nicht auch wirklich so? Aber eben diese angeborene Herzengüte und ihre Sanftmuth machten sie oft zur Dulderin, ihre Bescheidenheit zu der am wenigsten Beachteten, und ihre Unermülichkeit und Arbeitskraft brachte es mit sich, daß sie, wie oft, die Ueberbürdete war.

Auch heute gab es für sie Arbeit in Hülle und Fülle. Das Dienstmädchen hatte mit der Wäsche zu thun, Marie hatte allein die Küche über sich. Nach dem Mittagessen war sie daran gegangen, zehn Meter weißer Sinnenstreifen zu plissiren; in einigen Tagen sollte der letzte Ball der Saison stattfinden, für die Mädchen der erste, den sie besuchen wollten, und da war ihr natürlich die

ganze Herstellung des Putzes zugefallen. Nun hatte, zum Ueberfluß, vor einer Stunde sich die Frau Hofrätin zum Kaffee ansagen lassen; der mußte frisch gebrannt werden, sie trank nur solchen, etwas frisches Gebäck sollte besorgt werden, und Mama wünschte auch das keine Kaffeeservice, das wohlverwahrt in der Vorrathskammer sich befand, auf dem Tisch zu sehen. Schließlich fand Mama, die, ihre Anordnungen überdenkend und alles mit kritischen Augen prüfend, hin und her trippelte, daß auch die Thürklinken nicht mehr glänzend polirt aussähen, und da sollten denn auch diese noch rasch gepußt werden. Man sieht, Frau Weiß wußte die Auszeichnung zu würdigen, die ihr durch die häufigen Besuche der verwittweten Frau Hofrätin zutheil ward. Diese besonderen Aufmerksamkeiten wurden freilich mehr durch die Furcht, als durch die Freude veranlaßt. Die Dame galt im Städtchen als eine Frau von hoher Bildung und Distinktion, wozu ihr Titel allein schon die Berechtigung gab — in unsrer Gesellschaft existirt ja noch immer dieser enorme Respekt vor Titeln —, dann besaß sie auch eine Zunge und übte damit eine schonungslose Kritik; man mußte sich also in acht nehmen und durfte sich vor ihr keine Blöße geben. Sie selbst war von ihrer hohen, geistigen Ueberlegenheit auf das innigste überzeugt; sie glaubte sich deshalb autorisirt, sich überall und in alles einzumischen, um gute Sitte und guten Ton unter die Leute zu bringen und ihnen über ihre Beschränktheit die Augen zu öffnen. Herrgott, wie würde es auch in Waidingen aussehn, wenn sie alles gehen ließe, wie es ginge, nicht hie und da rüttelte und die guten Leuten vor der Versumpfung oder vor allzukraffen Irthümern bewahrte! In diesem Sinne hielt sie ihre Allerweltsbemutterung für eine große moralische Pflicht. Für den Empfang dieser Frau wurden also alle Vorbereitungen getroffen. Marie, welche den Wünschen der Mama bestmöglichst nachzukommen suchte, kam einigemal erhitzt von der Küche in das Zimmer und ging, nachdem sie einiges zurechtgestellt, wieder zurück. Elvira hatte sich bisher in ihrem Gesang nicht stören lassen. Auch ihre Wangen waren geröthet von der freudigen Empfindung, die das Bewußtsein fortschreitenden Gelingens in einer ehrgeizigen Brust erregt. Technische Schwierigkeiten, die ihr vor einigen Monaten noch Mühe kosteten, überwand sie jezt mit Leichtigkeit, und damit gelangte sie auch zu einer immer mächtigeren Entfaltung ihrer schönen Mittel. Und mit der Lust an dem eigenen künstlerischen Vermögen wuchs die Begierde, eine solche Lust auch bei andern zu erwecken. Sie verlangte, gehört zu werden, sie dürstete nach Anerkennung.

(Fortsetzung folgt.)

Diät des Geistes und des Herzens.

Von Dr. med. Eduard Reich.

Sehen wir, daß eine Bevölkerung sehr großes Gewicht auf das gute Essen und Trinken legt, so bemerken wir meist gleichzeitig, daß daselbst dem Geiste wenig gehuldigt, ja, derselbe oft genug garnicht geachtet, ganz in den Schatten gestellt werde.

Eine solche Art, das Leben zu durchschreiten, ist nicht allein unwürdig, sondern auch ungesund; denn die Erhaltung des Gleichgewichts der Kräfte, und damit der Gesundheit, erfordert, daß nicht bloß Ernährungsstoffe gebildet und in den Muskeln zersezt werden, um Kraft und Wärme freizumachen, sondern auch in den Nerven umgesetzt werden, durch geistige Thätigkeit und Erhebung des Gemüths.

Daraus folgt, daß die eigentliche Gesundheitspflege eine Diät des Leibes ist, des Geistes und Gemüths, und daß kein Theil dieser Diät vernachlässigt werden dürfe, wenn die Wohlfahrt des einzelnen und der Bevölkerung erhalten bleiben soll.

Im großen und ganzen sind geistig regsame Nationen, die zugleich angemessen körperlich arbeiten, gesunder und von längerer Dauer des Lebens, als geistig zurückstehende, unentwickelte. In Europa wissen wir von den Scandinaviern und Franzosen, daß dieselben die besten Gesundheits- und Lebensverhältnisse bekunden. Dies ist jedoch nicht bloß die Folge der günstigen geographischen Lage der nordischen Länder und Frankreichs, sondern auch der größeren Regsamkeit des Nervensystems bei den Bewohnern dieser Länder, der besseren Harmonie von Muskel- und Nervenarbeit.

Nordländer und Franzosen sind lebhaften Temperaments, ernähren sich angemessen und zeichnen sich durch den Trieb, geistig

thätig zu sein, aus. Das Nervenleben ist bei diesen Nationen gesteigert, ohne das leibliche Leben krankhaft zu überflügeln. Nirgends in Europa wird soviel gelesen, als in Scandinavien und Frankreich. Mögen auch viele Bauern auf französischer Erde des Lesens nicht mächtig sein, so macht dies ihrer geistigen Regsamkeit keinen Abbruch und sie lassen Zeitungen u. von andern kräftige Gestalten aufzuweisen, die keineswegs das gute Essen und Trinken verschmähen; aber diese Kraftmenschen sind lebendig, beweglich, empfindlich, erinnern in keinem Stücke an die trägen Fettbäuche und werden auch bei weitem weniger, als diese, vom blutigen Schlagflusse getroffen. Infolge des gesteigerten Nervenlebens kann bei dem Südfranzosen das Ernährungsleben niemals recht die Oberhand gewinnen, und es muß demgemäß die Gesundheit auf einer etwas mehr gesicherten Grundlage stehen.

Es läuft aber auch allen Normen der Natur zuwider, wenn die Geistesthätigkeit stärker ist, als der Nahrung und ganzen Leibespflege entspricht und wenn die Anstrengung des Gehirns durch Schule und Erziehung allzu frühe beginnt. In beiden Fällen erfährt die Entwicklung des Körpers Hemmungen, und es entstehen, wegen des Ueberwiegens der Nervenarbeit und des Fehlens der nöthigen Menge ergänzender Stoffe, Zustände von Nervosität, Blutmangel, Lebensschwäche.

Die Bewohner jener Staaten, woselbst dem Körper nicht alles gegeben wird, was des Körpers ist, und von dem Geiste mehr gefordert wird, als derselbe bieten kann, pflegen große Mengen

von Bier zu trinken und möglichst viel Tabak zu rauchen. Es findet dies weit weniger vorsätzlich, als instinktiv statt, weil der Organismus genöthigt ist, mit den ihm dargebotenen Ernährungsstoffen sehr hausälterisch umzugehen, somit Sparmittel aufzunehmen.

Biertrinken und Tabakrauchen können, wie aus dem bisherigen fließt, nicht durch bloßes Moralpredigen und polizeiliche Maßregeln beschränkt und möglichst ausgeilgt werden, sondern nur durch bessere Ernährung des Leibes und Vermeidung alles geistigen Ueberforderns und Uebererschraubens seitens der Schule, des Staates und der Gesellschaft.

Nicht nur moralisch und politisch, sondern auch leiblich ist es von größtem Nachtheil, wenn der Verstand einseitig gepflegt, das Gemüth vernachlässigt wird, und wenn andererseits wieder das Gemüth über alles und der Verstand garnicht in Betrachtung kommt. Harmonische Entwicklung aller seelischen Kräfte bleibt stets das Vortheilhafteste für die leibliche Gesundheit, weil sie das Gleichgewicht herstellt in den körperlichen Funktionen, die in letzter Reihe doch alle von dem Gehirn beeinflusst, regiert werden.

Bevölkerungen, mit deren geistiger Bildung es ungünstig steht, bekunden weniger erfreuliche Lebens- und Gesundheitsverhältnisse, als wohl gebildete, vorausgesetzt, daß die äußeren Umstände die gleichen sind; denn wer gesund bleiben will, muß die Dinge der Welt um sich her kennen und beurtheilen, und durch normal gesteigerte Nerventhätigkeit die Vorgänge innerhalb des Körpers angemessen beeinflussen. Zu diesem letzteren Ende ist Pflege des Willens und der moralischen Gefühle ebenso nöthig, als Pflege des Geistes.

Jeder willenskräftige, sittenreine Mensch übt ein relativ bedeutendes Maß von Herrschaft über seinen Körper aus und ist, vermöge dieses größeren Maßes von Nervenkraft, elastisch, widerstandsfähig. Demnach wird es geboten sein, in der Erziehung eine gewisse Gymnastik des Willens, hauptsächlich in Form von Selbstbeherrschung, stattfinden zu lassen und auf beste Reinhaltung

der moralischen Gefühle hinzuwirken. — Man sieht oft genug Menschen von schwacher Konstitution und vielen ererbten Krankheitsanlagen ein hohes Alter erreichen, Außerordentliches leisten, den größten Gefahren Trotz bieten und immer fröhlich im Gemüthe sein; wogegen nicht selten die kräftigsten, von hausaus geündesten Menschen dem ersten heftigen Anprall von Krankheitsursachen erliegen, trocken oder dufelig sind, sehr wenig leisten und ver-

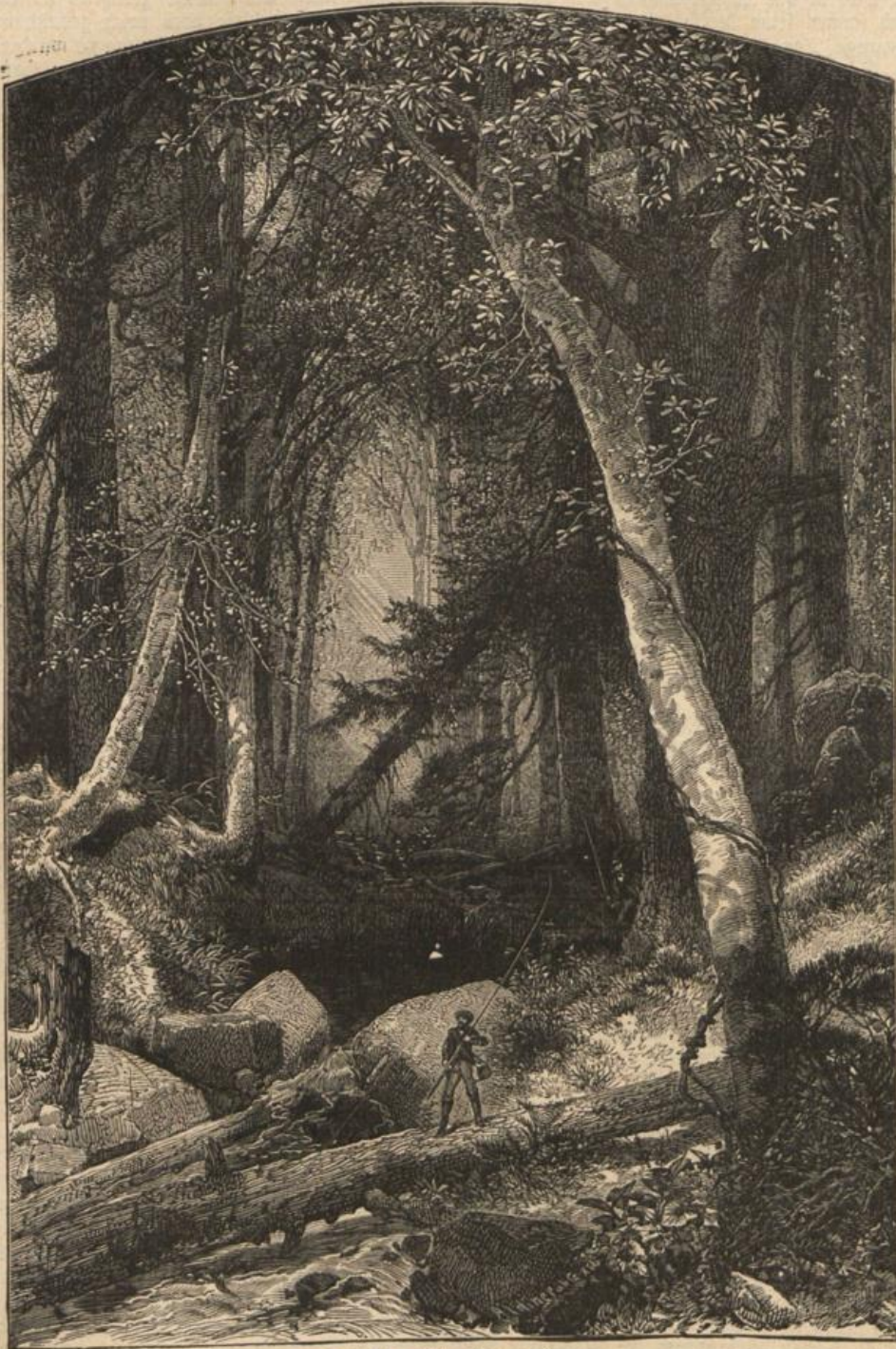
hältnißmäßig frühzeitig ihr Leben lassen. Die ersteren pflegen durch Willenskraft und Sittenreinheit sich zu kennzeichnen, die letzteren wissen nichts von Selbstbeherrschung, von Zucht und Ordnung, von Reinheit der Gedanken und Gefühle.

Alle sorgfältig erzogenen Individuen, Familien, Bevölkerungsgruppen, einerlei wie kräftig oder nichtkräftig deren Konstitution ist, übertreffen die nicht, verkehrt, einseitig erzogenen Individuen, Familien, Gruppen an Lebensfähigkeit und Widerstand gegen viele Krankheiten. Nehmen wir an, eine Bevölkerung bestehe zu der einen Hälfte aus sorgfältig erzogenen, zu der andern Hälfte aus nicht angemessen erzogenen Menschen, und die ganzen Besitz-, Lebens- und Gesundheitsverhältnisse der beiden Arten seien die gleichen, so werden, wenn eine Epidemie hereinbricht, die sorgfältig erzogenen bei weitem weniger Opfer abgeben, als die anderen.

Zahlreiche Momente, die der nicht oder falsch Erzogene ganz außer acht läßt, versteht der gut

Erzogene zu erfassen und sich gegenüber in das richtige Verhältniß zu stellen. Dies macht das Geheimniß des Sieges aus, den der wohl Erzogene über die Mächte der äußeren Welt so häufig und regelmäßig davonträgt, während der andere unterliegt.

Öffentliche Belustigungen können als nicht unbedeutende Mittel in der Diät des Geistes und des Fortzens betrachtet werden. Musik und Theater gehören zunächst in dieses Gebiet; gut ausgeführt, tragen dieselben sehr viel dazu bei, Herz und Geist zu veredeln, beiden die trefflichste Nahrung zu geben. Jedes gesunde



Am Schynkrill. (Seite 62.)

Zeitalter kennzeichnet sich durch die Richtung von Musik und Theater nach dem Klassischen; jedes franke, entartete Zeitalter durch Verlassen dieser Richtung, durch Verderbtheit des öffentlichen Geschmacks und Nichtverständnis des Klassischen.

Gelingt es, Sinn und Verständnis für das Klassische der Kunst in der Bevölkerung, besonders in den gebildeten Kreisen derselben, wiederherzustellen, so darf man mit Gewißheit erwarten, daß das ganze Volk Aufschwung zu moralischer und auch zu



Seltene Thiere. (Seite 63.)

leiblicher Gesundheit nehmen werde denn ein geläuterter, veredelter Geschmack bei den Tonangebenden hat, wenn diese letzteren nicht durch eine chinesische Mauer von der übrigen Bevölkerung sich abschließen, immer erhebende Wirkung auf die unteren Klassen, steuert jener Roheit, die in jeder sich selbst überlassenen, getnehteten, vernachlässigten Mehrheit sich entwickelt und die Ursache zahlloser Erkrankungen und Leiden ist.

Eine veredelte Kunst wirkt durch die Sinne veredelnd auf Gemüth und Geist; eine erbärmliche, sittenlose Kunst wirkt auf die Sinne, die Leidenschaften und Begierden entflammend, und auch den Geist verödennd, das Gemüth verwildernd. Leidenschaftliche Menschen, ohne das genügende Maß von Geist und Herz, zeichnen sich durch ein höheres Maß von Krankheit aus. Ich betrachte den Einfluß veredelter Kunst als einen der obersten und

mächtigsten Faktoren, denen die Bevölkerung der kleinen Staaten des mittleren Deutschland es verdankt, ihrer mancherlei tief-fühenden Gebrechen ungeachtet, doch lange durchschnittliche Lebensdauer aufzuweisen.

Zu Entartung des Volksgeistes und Schädigung der Volksgesundheit tragen alle jene öffentlichen Belustigungen sehr wesentlich bei, welche die Sinne erregen, den Verstand betäuben, die Leidenschaften in Aufruhr bringen und auf der einen Seite Ausschweifungen veranlassen, auf der andern den Genuß geistiger Getränke befördern. Alle Bänkelsängereien, unzüchtigen Schaustellungen und Ballets, Stiergefächte, Hahnenkämpfe, Jahrmärktenfreuden zweideutiger Art gehören in diese Gattung.

Daß die Ausschweifungen, die Erkrankungen des Gehirnes

und des Herzens, die Todesfälle in den mittleren Lebensjahren, die Wirthshäuser und Bänkelsängereien zunehmen, die Theater sich leeren, das Rechte dem Nachgemachten, das Seelische dem Sinnlichen weicht, das eigentliche Verständniß des Klassischen nicht bloß zurückweicht, sondern zur Ausnahme wird, — dies alles entspringt aus gemeinsamer Quelle, aus einer Entartung, deren Ursache einerseits die alle Beziehungen des Lebens überwältigende Selbst- und Genußsucht ist, andererseits das immer größer werdende Elend, welches durch die von der Beschränktheit für ausreichend befundenen Mittel der Nationalökonomie immer mehr wuchert und den Bestand des gesellschaftlichen Lebens bedroht, aber nur den Mitteln weicht, die aus dem uner schöpflichen Borne der Gerechtigkeit und Nächstenliebe den Ursprung nehmen.

Ueber das Problem des Fliegens.

Von Ingenieur F. Köhler.

Der Mensch hat in der geschickten Verwendung der Naturkräfte gradezu Fabelhaftes erreicht. Er jagt auf seiner Lokomotive mit dem Sturmwind um die Wette und mit Hülfe des blißschnellen elektrischen Stromes korrespondirt er mit seinesgleichen auf der andern Erdhälfte. Die Natur muß ihm mit derselben Genauigkeit die entlegensten Fixsterne auf deren Zusammensetzung analysiren, mit der sie ihm die mikroskopische Welt aufhellt. Aber auch in anderer Weise hat sich die Befähigung des menschlichen Organismus bewährt. Obgleich von Natur durch eine eigen thümliche Entwicklung unbeholfener, als die meisten Thiere, hat der Mensch mit richtiger Benützung der gegebenen Verhältnisse so manches an Fertigkeiten sich angeeignet, welches uns wunderbar erschiene, würde es uns zum erstenmal vorgeführt. So lernte er mit dem Velocipede fahren, auf dem Eise tanzen und im Wasser schwimmen, — sollte es ihm nicht auch möglich sein, wie die Vögel in der Luft zu fliegen?

Es ist angeichts der Resultate menschlicher Thätigkeit und Geschicklichkeit begreiflich, daß der Gedanke, die Luft als Medium zur Fortbewegung zu benutzen, trotz der bisherigen notorischen Mißerfolge, immer und immer wieder auftauchen mußte.

Abgesehen von dem mythischen Ikaros des Alterthums, der sich der Sage nach Flügel mit Wachs an die Schultern geklebt hatte, um auf die Sonne zu fliegen, dann aber, bis in die Nähe der Sonne gekommen, mit seinen Flügeln jämmerlich verunglückt sein soll, reichen die ältesten Berichte über Luftschiffahrt bis zum Jahre 1306 zurück, in welchem Jahre in der chinesischen Hauptstadt Peking bei Gelegenheit der Thronbesteigung eines Kaisers die Veranstalter der Festlichkeiten einen Luftballon aufsteigen ließen. So berichtet wenigstens der französische Missionar Bassou im Jahre 1694, also beinahe 400 Jahre darnach, und zwar will er dies aus offiziellen Aktenstücken erfahren haben. Ist die Geschichte wahr, so geht daraus mindestens das eine hervor, daß die wahre Kultur von der Priorität der Erfindung von Luftballons nicht abhängig ist.

Die meisten Ideen und Erfindungen im Fache der Luftschiffahrt und des Fliegens wurden jedenfalls angeregt durch den Flug der Vögel, jener allbekanntesten Bewegungsart, die aber jederzeit das Interesse und die Bewunderung denkender Menschen in Anspruch nehmen wird. Die ältesten der zu unserer Kenntniß gelangten Versuche liefen auch in der That darauf hinaus, den Vögelzug einfach nachzuahmen, zu welchem Zweck man verschiedene Flugapparate vorschlug und theils auch ausführte. Der erste allgemein bekannt gewordene Vorschlag zu einer Flugmaschine ging von dem Franzosen Laurent um das Jahr 1709 aus. Ein vogelartig gebautes größeres Gestelle mit Räumen zur Aufnahme von Personen sollte an den Seiten mit Flügeln versehen werden; betrefft der Hauptfache, wie nämlich die Bewegung der Flügel bewirkt werden sollte, darüber fehlen jedoch weitere Nachrichten. Im ferneren Verlaufe des 18. Jahrhunderts tauchten noch verschiedene Entwürfe und auch Ausführungen von Fliegapparaten auf, ohne daß etwas erreicht worden wäre. Alle ausgeführten Apparate hatten den einen Fehler, daß sie eben zum Fliegen so gut wie garnichts taugten. Man erzählt, man habe die betrübende Wahrnehmung machen müssen, daß die Muskelkraft des Menschen nicht ausreichte, den eigenen Körper in der Luft emporzuheben und dauernd in der Höhe zu erhalten;

von Weiterfliegen sei daher erst recht keine Rede. Ich will diese Frage nachher noch etwas näher beleuchten.

Jene ersten Erfahrungen haben wohl auch dazu beigetragen, daß man sich später in größerem Maße mit jenen Hülfsmitteln beschäftigte, welche das Schweben mit Hülfe rein physikalischer Wirkungen ermöglichen sollten; ich meine die Luftballons. Bekanntlich ist das Prinzip der letzteren dasselbe, wie das der Schwimmblasen: ein Beutel oder Behälter ist mit einem Stoff angefüllt, der leichter ist, als der außen befindliche, den Behälter oder Beutel umschließende. Die Gewichts Differenz bringt den bekannten Auftrieb hervor, der als ein eigenes Bestreben des Ballons erscheint, während in Wirklichkeit das Emporsteigen durch die schwereren äußeren Stoffe veranlaßt wird.

Mit der Idee des Luftballons trat in Europa zuerst der Jesuit Lana um das Jahr 1680 auf. Lana's Ballon sollte von sehr dünnem Kupferblech gefertigt und die Erleichterung des Ballons durch Auspumpen der Luft mit der, dreißig Jahre vorher von Otto v. Guericke in Magdeburg erfundenen Luftpumpe bewerkstelligt werden. Seitens mancher „Gelehrten“ hat man sich später über diese Idee lustig gemacht; man meinte, der äußere Luftdruck würde bei der Ausfüllung eines derartigen Ballons nicht ein Emporsteigen desselben, wohl aber ein unerwünschtes Zusammenklappen der Kupferhülle zur Folge gehabt haben. Dem wäre nun aber sehr leicht abzuwehren gewesen: ein solcher Ballon hätte nur gehörig innen versteift werden müssen.

Zur wirklichen Ausführung einer Art Luftballon kam es indeß erst im Jahre 1736. Vermittels eines ballonartigen, hölzernen, mit Papier überzogenen Gestelles, dessen Hohlraum durch Feuer erwärmt wurde, gedachte der portugiesische Physiker Don Guzman dem Könige Johann V. vor dessen Palaste das noch nie gesehene Schauspiel einer Luftfahrt vorzuführen; der Ballon verunglückte aber durch Anstoßen an dem Gesims des Palastes, Don Guzman ließ sich herab, ohne weiteren Schaden zu nehmen. Die Inquisition, welche sich ins Mittel legte, verhinderte weitere Versuche dadurch, daß sie Don Guzman einsperrte und zum Feuertode wegen Zauberei verurtheilte. Nur dem energischen Einschreiten des Königs Johann V. gelang es noch rechtzeitig, den Physiker von dem bekannten, in der „guten alten Zeit“ nicht ungewöhnlichen Loos der Forscher und Erfinder, eben dem Lebendigverbranntwerden, zu retten.

Als die eigentlichen Erfinder des Luftballons werden drei Franzosen, die Brüder Montgolfier und der Professor Charles betrachtet. Die ersteren traten in ihrem Heimatstädtchen Annonay im Jahre 1783 mit einem ganz ähnlichen Apparate in die Öffentlichkeit, als 47 Jahre vorher der Portugiese; mit einem Ballon, der mit erwärmter Luft gefüllt und mit einem Feuerbrände ausgerüstet war, nachdem sie vielerlei Versuche und Experimente angestellt hatten. Das Aufsteigen des (unbeladenen) Ballons wurde am 4. Juni 1783 unter ungeheurem Zulauf in Annonay in Szene gesetzt und hatte den Erfolg, daß sich bald alle Welt mit der neuen Erfindung beschäftigte.

In demselben Jahre noch führte Professor Charles in Gemeinschaft mit zwei Mechanikern, den Gebrüdern Robert in Paris, im Auftrage eines Comités, welches sich bald nach Bekanntwerden der montgolfier'schen Erfolge zum Zweck der Herstellung eines Luftballons gebildet hatte, einen solchen aus, den ersten

in Paris, jedoch nach seiner Idee, zur Füllung des Ballons nicht erwärmte Luft, sondern das leichte Wasserstoffgas zu benutzen. Es war am 28. August 1783, nachmittags gegen 5 Uhr, als sich dieser Ballon auf dem Marsfelde in Paris unter dem Jubel von 200 000 Menschen in die Lüfte erhob, natürlich noch ohne Passagiere, und von da an datirt jener Wettkampf der Luftschiffer, deren es bald eine ganze Menge gab, immer das Neueste und Seltsamste der Schaulust zu bieten, welcher durch die Begeisterung, die man der neuen Erfindung allgemein entgegenbrachte, auch die größte Anregung erhielt.

Eine große Anzahl von glücklichen und unglücklichen, theils zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen, theils zwecklosen Luftreisen hat eine wesentliche Bervollkommnung des Luftballons nun nicht zur Folge gehabt, auch nicht dazu gedient, der Sache eine größere praktische Bedeutung zu geben. Nur in einzelnen Fällen hat der Luftballon gute Dienste geleistet, wie beispielsweise den Parisern bei der letzten Belagerung oder zu wissenschaftlichen Forschungen.

Mit der ungefähr ebenso alten Erfindung der Dampfmaschine kann sich die des Luftballons nicht messen, wenn man die Erfolge und die Bedeutung für das Leben und die Entwicklung der Völker in Betracht zieht, wenngleich deren Erfindung mit weit weniger Geräusch in die Welt eintrat und sich unendlich mühsamer Bahn brechen mußte, als die andere. Doch — um nicht ungerecht zu sein — eine ausgedehntere Anwendung hat der Luftballon bei Schaustellungen der Seiltänzer, bei Konzerten, Feuerwerken und anderen von der Spekulation veranstalteten Festlichkeiten gefunden, wo es nicht selten vorkommt, daß eine kleine Montgolfiere (Luftballon mit Feuerbrand, so genannt nach den erwähnten Erfindern Gebrüder Montgolfier) in die Luft geschickt wird, nachdem unter andern Herrlichkeiten für die gaffelige Menge auch das „Aufsteigen eines Luftballons“ angekündigt worden ist.

Sollte der Luftballon die Bedeutung eines brauchbaren Fliegapparates erlangen, so mußte man es dahin zu bringen suchen, denselben nach Willkür fortbewegen und steuern zu können. Aber hier stellten sich die größten Schwierigkeiten in den Weg. Das Bestreben, den Ballon nach Belieben zu bewegen, machte sich schon bald im Anfang der Erfindung, und zwar nach den Berichten zuerst 1784 geltend, in welchem Jahre in Dijon ein Luftballon, mit flossenartigen Flügeln und großen Rudern zum Fortbewegen versehen, aufgestiegen ist. Doch noch heute ist der Luftballon das, was er seiner Natur nach sein muß und voraussichtlich auch immer sein wird — ein Windbeutel mit wenig Masse und viel Oberfläche, daher ein fast hilf- und willenloser Spielball der Lüfte, zu dessen Bewegung gegen den Wind eine unverhältnismäßig große Kraft erforderlich wäre. Ein mäßiger Ballon von 20 Meter Durchmesser, dessen Passagierbelastung zwei bis vier Personen betragen kann, wird von einem ganz leichten Winde von nur zwei Meter Geschwindigkeit pro Sekunde mit einer Kraft von ca. 100 Kilogramm gleich zwei Centnern erfasst; eine gleiche Kraft (und zwar 100 Kilogramm mal 2 Meter gleich 200 Kilogramm oder 2/3 Pferdekraft) müßte entwickelt werden, um den Ballon gegen den Wind im Stillstand zu erhalten. Wollte man den Ballon gar gegen den Wind mit einer Geschwindigkeit von nur 1 Meter fortbewegen, so würde ein Widerstand entwickelt werden müssen von ca. 200 Kilogramm, gleich 4 Ctrn., denn der Luftwiderstand wächst im Quadrate der Geschwindigkeit. Um sich gegen einen lebhaften Wind von 7 Meter Geschwindigkeit, wie er für Windmühlen brauchbar ist, nur zu halten, würde derselbe Ballon schon den enormen Widerstand von 840 Kilogramm, also nahezu 17 Centnern, aufzubieten haben. Jede Kraftwirkung braucht aber einen außerhalb des zu bewegendes Körpers liegenden Stützpunkt oder Widerstand. Es wird nun jedem schon nach einfacher Betrachtung der Sachlage ohne zahlenmäßigen Nachweis einleuchten, daß sich der nötige Stützpunkt für derartige Kraftwirkungen in dem leichten Medium der Atmosphäre nicht so leicht wird schaffen lassen. Der Ballonschiffer befindet sich mit seinem Ballon beinahe in ähnlicher Lage, wie der berühmte Archimedes der Erdkugel gegenüber. Dieser versprach, die Erde aus ihren „Angeln“ zu heben, sobald ihm ein Stützpunkt außerhalb derselben geliefert würde, wo er seinen Hebel ansetzen könne. Doch ein Stützpunkt war eben nicht zu beschaffen.

Die Luft würde den nötigen Widerstand für bewegende Flügel und andere Vorrichtungen nur dann abgeben, wenn die Flügel zc. bei genügender Größe sehr rasch bewegt würden, was aber eine große Triebkraft erfordern würde, zu deren Erzeugung eine starke Maschine, daher Vergrößerung der zu tragenden Lasten

und eine weitere Vergrößerung des Ballons nötig wäre. — Es ist hier nicht zu vergessen, daß sich die Luftmasse, auf die man sich stützen will, selbst bewegt, und daß die Flügel oder treibenden Organe, die den wirksamen, treibenden Theil ihrer Bewegung doch in der Richtung der Luftbewegung selbst auszuführen haben, diese Bewegung stets bedeutend schneller vollführen müssen, als die Luftmasse vorbeitreibt, weil sonst überhaupt kein Angriffswiderstand für die treibenden Organe entsteht. Wer sich schon in einem Kahn auf einem lebhaft fließenden Strome durch Rudern stromaufwärts bewegt hat, der wird gefunden haben, daß alles Rudern nichts half, wenn es nicht mit bedeutend größerer Geschwindigkeit geschah, als das Wasser floß, daß ferner überhaupt die Arbeit höchst anstrengend war. Ganz ähnlich aber ist es mit jener Bewegung in der Luft.

Eine Maschine, welche den nötigen Widerstand für Fortbewegung und Steuerung in der Luft durch rasche Rotation von Flügeln und dergleichen zu schaffen und die mächtige Fläche eines Ballons gegen den Wind zu treiben vermöchte, würde aber niemals in einem Verhältniß zur Tragkraft dieses Ballons stehen. Es kommt hinzu, daß alle Flügelvorrichtungen zweckmäßigerweise am Ballon selbst und nicht, wie es bisher meistens geschehen und leider aus verschiedenen technischen Gründen auch kaum anders möglich ist, an der untenhängenden Gondel angebracht sein müßten.

Am 24. September 1852 stieg der französische Ingenieur Giffard mit einem mit Steuer und Schraube und einer dreipferdigen Dampfmaschine versehenen walzenförmigen Ballon auf, mit dem er seitwärts wenden und Kreise beschreiben konnte. Gegen den Wind zu fahren, war ihm nicht eingefallen, wie er nachträglich selbst erklärte.

Wer sich an einem oberflächlichen Urtheil über die Bedeutung des Windes und die Rolle, die derselbe bei jeder Art Luftschiffahrt stets spielen wird, genügen läßt, der kann sich dasselbe verschaffen, wenn er den Flug eines Vogels bei starkem Winde beobachtet.

Viele Projekte von lenkbaren Luftfahrzeugen wurden entworfen, bei denen die Lenkung in gleicher Weise wie bei Segelschiffen mit verschieden gestellten Segeln und ähnlichen Mitteln erreicht werden sollte. Die Erfinder von solcherweise „lenkbaren“ Luftschiffen bekunden damit nur, daß sie keine blasse Ahnung von dem Vorgange der Steuerung eines Schiffes im Wasser besitzen. Schon die oberflächlichste Betrachtung lehrt, daß man Fahrzeuge, welche ringsum, oben und unten von ein- und demselben und zwar sehr leichten Element umgeben sind und darin nicht nur ihren Halt für das Fortbewegen suchen müssen, sondern auch ihren Bewegungswiderstand erfahren, in Betreff der Lenkung nicht mit Schiffen vergleichen darf, welche unterhalb von der relativ sehr widerstandsfähigen Masse des Wassers getragen werden und mit ihren Kielen, Schaufeln oder Schrauben in dasselbe wirksam einschneiden, während oberhalb alsdann nachdrücklich mit Wind und Segelstellung operirt werden kann.

Wie oft kommt es übrigens nicht vor, daß Schiffe „verschlagen“ werden, wenn bei Sturm und bewegtem Meer die Steuerung erschwert oder gar zur Unmöglichkeit wird.

Als eine unglückliche Idee muß es auch bezeichnet werden, ganze Luftschiffe aus mehreren großen Ballons zusammenzusetzen zu wollen. Die Schwierigkeit der Lenkung muß sich bei diesen mit der Anzahl der Luftballons einfach multiplizieren. Ein Pariser, Petin, hat sich längere Zeit mit einem derartigen Projekt getragen. Sein Schiff sollte aus einem Gestelle von 140 Meter Länge und 60 Meter Breite bestehen, welches von vier großen Ballons getragen, mit allen möglichen Vorrichtungen zur Fortbewegung und Steuerung versehen und zur Aufnahme von 20 bis 25 Personen bestimmt sein sollte. Das Projekt ist nicht ausgeführt worden. Es steht zu befürchten, daß bei derartigen „Schiffen“ nicht nur das „Verschlagen“, sondern mehr noch das Zerbrechen zur stehenden Regel werden würde.

Die Luftschiffer kamen in dem Bestreben, nach Belieben die Richtung ihrer Luftfahrten bestimmen zu können, auch auf den Gedanken, verschieden gerichtete, übereinander hingehende Luftströmungen, wie sie thatsächlich manchmal auftreten, in einfachster Weise zu ihrem Zwecke als Triebkraft zu benutzen, wozu nichts weiter nötig gewesen wäre, als sich in die betreffende passende Strömung durch Auf- oder Absteigen zu versehen.

Es gehört nun freilich etwas starker Glaube dazu, voraussetzen, es werden sich in der Luft immer alle beliebigen Strömungen der Windrose vorfinden; thatsächlich hat sich dieser Glaube

auch als trügerisch erwiesen. Die Beobachtung hat ergeben, daß mitunter wohl zwei übereinandergehende Luftströmungen vorkommen, die in mehr oder weniger entgegengesetzten Richtungen — doch meist in ganz verschiedener Stärke — vor sich gehen; diese Strömungen sind aber doch nur in den seltensten Fällen zu benutzen. Es ist ferner Thatsache, daß man Luftströmungen als entgegengesetzte ansah, die durchaus keine entgegengesetzten, sondern gleichgerichtete waren. Bei einer Ballonfahrt — nähere Angaben sind mir nicht zur Hand, ich glaube, es war in Norddeutschland —, bei welcher man das vorgeschlagene Mittel zur Auffindung der passenden Windrichtung, nämlich kleine Probekugeln nach oben und unten vorauszuschießen, an deren Bewegung man die Strömung der höheren oder tieferen Luftschichten erkennen sollte, angewendet hatte, da geschah es, als die Luftschiffer einen

durch einen Probekugeln angezeigten passenden Luftzug zu benutzen geglaubt, sie zu ihrem großen Erstaunen gerade eine entgegengesetzte Reise gemacht hatten. Die Täuschung rührte von der Beobachtung des Probekugeln her. Man hatte wahrgenommen, daß sich der höher befindliche Ballon nach und nach in horizontaler Richtung vom Hauptballon entfernte, und schloß daraus, daß der obere Wind entgegengesetzt der Fahrt des Hauptballons wehe, während in Wahrheit die obere Strömung dieselbe gewesen war, wie die untere, nur daß sie bedeutend langsamer vor sich ging. In der Richtung ihrer Fahrt änderte sich mithin gar nichts, auch als sie in die obere Region aufgestiegen waren. Derartige Täuschungen mögen wohl noch mehr vorgekommen sein. —

(Schluß folgt.)

Mein Freund, der Klopfsgeist.

Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Von S. E.

(V. Das Rezept des Klopfsgeistes gegen Zahnschmerz. — Die verjüngte Alte. — Zwei selige Geister. — Der Sitzung drahtischer Schluß und der erste Gruß meines verstorbenen Vaters.)

Der Klopfsgeist verweilte nicht länger bei mir. Er hatte noch viel zu thun. Zu jedem einzelnen der Anwesenden wendete er sich fragend, Auskunft und Rath ertheilend. Seine Rathschläge waren meist medizinischen und hygienischen Inhalts und erschienen mir ziemlich zutreffend, aber so einfach, daß sie nach den Mittheilungen, welche die fraglichen Personen über ihre Leiden machten oder schon gemacht haben mochten, jeder beliebige Arzt mindestens ebenso gut ertheilt hätte. Bis zur genauen Angabe ganzer Rezepte ließ sich der Klopfsgeist herab; wenigstens ließ er dem einen Mädchen, welches über Zahnschmerzen klagte, plötzlich einen Papierstreifen ins Gesicht flattern, auf dem das angeblich unfehlbar helfende Rezept sich befand. Ob der Klopfsgeist merkte, daß ich insgeheim lebhaft bedauerte, um die Kenntniß dieses kostbaren Mittels zu kommen, weiß ich nicht, aber beinahe konnte es so scheinen, denn als das Mädchen noch ganz verzückt auf den aus einer andern Welt heruntergegelten Papierstreifen hinstarrte, befahl er ihm, das Rezept laut vorzulesen. Drei oder vier aus der Versammlung nahmen höchst eifrig Bleistift und Papier aus der Tasche und schrieben das Rezept nach. Ich folgte diesem Beispiel und schrieb dem langsam vorlesenden Mädchen folgende Worte nach:

„Bei hellem Mondschein und offenem Fenster übergieße 4 Loth feingestohlene spanische Kamillenwurzel mit 32 Loth Lavendelgeist und $\frac{1}{2}$ Drachme salzsauren Ammoniak. Laß dies zwei Tage lang in der Wärme ausziehen, filtrire es dann, wieder nur bei Mondschein und offenem Fenster, tröpfle es auf Baumwolle und lege diese auf den schmerzenden Zahn.“

Vom Mondschein abgesehen, war das Mittel keineswegs geisthaft, und Herr Mehig hatte außerdem nicht ganz unrecht, als er mir zuflüsterte:

„Wenn einer zu mir kommt, thut's ihm höchstens noch drei Minuten weh, und ich reiß' den Zahn für zwei Gute. So dauern die Schmerzen wenigstens noch zwei Tage — ich danke für das Vergnügen.“

Das zahnschmerzbehaftete Mädchen mußte aber anders über das Rezept denken. Denn sie strahlte förmlich vor Vergnügen und schob das Geisterpapierchen mit vor Aufregung zitternder Hand tief in den Busen hinein, als fürchte sie, man könne ihr das Kleinod rauben.

Was der Klopfsgeist sonst noch mit den Leuten redete, schien mir von gar keiner Bedeutung zu sein. Nur bei einer ältern Frau fiel mir, oder vielmehr meinem Kafeur, noch etwas Besonderes auf. Als die Gespensterstimme sich an die Frau wendete, welche bisher so fern von uns, als es das Zimmer überhaupt zuließ, und auch mehr im Schatten, als die meisten übrigen gesessen hatte, schaute Herr Mehig aufmerksam nach ihr hin, und noch aufmerksamer ward er, als sie antwortete.

„Nein, es ist doch wirklich die Menschenmöglichkeit,“ flüsterte er mir zu. „Diese alte Heze müssen sie in die Altweibermühle gethan haben, die ist ja wenigstens um zwanzig Jahre jünger geworden. Ich sag' Ihnen, Herr Doktor, schon vor drei Jahren

sah sie aus wie der leibhaftige Tod, ging krumm wie 'n Fiedelbogen, hustete unaufhörlich und krächzte nur noch so, dabei war sie zaunbürr und wie von altem Leder überzogen und jetzt —“

Er kam nicht weiter. Der Klopfsgeist, welcher der Frau eben die jedenfalls nicht unangenehme Mittheilung gemacht hatte, sie werde noch lange leben, wenn sie eine so gläubige Anhängerin „unser andern Welt“ bleibe, machte eine Pause, und alles schaute wieder auf meinen Kafeur, dessen Flüsterlaute in allen Ecken gehört, wenn auch nicht verstanden werden konnten.

Zeit, ihren Ingrimm zu äußern, hatten die Herrschaften aber nicht. Mit einem Schlage wurde es wieder stockpfeifinstere Nacht und der Höllenspektakel von vorhin feierte eine neue Orgie. Bald hatte der Tumult seinen Gipfelpunkt erreicht, und nun dämpften sich die Töne ab, der ohrenzerreißende Spektakel verwandelte sich in leis verklingende und verschwimmende, seelenberauschende Sphärenmusik und gleichzeitig — mitten zwischen Decke und Fußboden, da, wo die Fenster in den Garten hinausgingen — ballte es sich zusammen, wie zu einem Nebelknoten — erst in matten, kaum wahrnehmbaren, durchsichtigen Grau, dann immer heller und dichter, endlich fast blendend hell, wie ein riesiger, durch dichte, weiße Schleier verhüllter Lichtball. Dieser wuchs mehr und mehr und wurde beim Wachsen wieder matter und dunkler, an seiner Stelle verbreitete sich ein tiefdunkles Roth, über dem weißen Nebel hin und her schwanhend, — dann zeigte es sich in dem dunkelrothen Hintergrunde, in unsicheren, verschwommenen Umrissen, wie eine gewaltige Gestalt, die aber rasch kleiner wurde, sich in einen größeren und einen kleineren Theil auflöste, um allmählich in festeren Konturen das Schattenbild einer weiblichen Person und das eines kleinen Thieres erkennen zu lassen. Ein leises, aus tiefstem Herzen aufsteigendes feierliches Ah! ging über die ganze Versammlung. Die Gestalten kamen näher und waren schließlich völlig deutlich zu sehen; die Frau war alt, ihre Züge und Körperformen ließen jedoch für einen Geist merkwürdig viel Farbe und Fülle wahrnehmen. Das Thier präsentirte sich als einer jener Hundebastarde, Mischling von Pinscher und Spitz, wie man sie heutzutage auf jeder Straße todzutreten in Gefahr kommt. Von einem seligen Geiste hatte es auch nicht das mindeste an sich; dafür aber — beim Himmel! — hingen dem gefühlvollen Thierchen dicke Thränen unter den Augenrändern.

Alles wartete offenbar in fieberhafter Spannung auf die ersten Worte, respektive das erste Wollen, aus dem Munde der beiden Seligen; aber statt dessen ertönte auf einmal ein arges Poltern, wie wenn wieder ein schwerer Manneskörper auf den Fußboden stürzte. Unmittelbar darauf klatschte es, als ob einem dicken Winterrode mit einer Klopfspeische die Motten ausgetrieben werden sollten, ein derber Fluch antwortete auf das Klatschen, die Gespenster verschwanden spurlos und sofort wurde es auch wieder hell im Zimmer.

Was sich da unseren Augen darstellte, erregte von neuem allgemeine Sensation. Der noch junge, robust aussehende Mann, dem ich auf den ersten Blick den bemittelten Handwerkerstand angesehen hatte, raffte sich eben, kirschroth im Gesicht und mit wuthentflammter, aber gleichzeitig verduhter Miene, von dem Fußboden auf. Weit von ihm entfernt, hinter dem Stuhle, auf dem es mehr gelegen, als gesessen hatte, lag das Medium gleichfalls

am Boden, es regte und rührte sich nicht — stumm und starr, wie eine Leiche, blieb sie liegen.

Die alte Dienerin sprang zuerst fort von ihrem Plage und, wie es schien, in höchster Aufregung rief sie:

„Fort, fort — auf der Stelle fort, alle. Sie stirbt sonst. Es ist ein Frevel geschehen, — kein Mensch darf auch nur eine Minute im Zimmer bleiben, sonst ist sie todt. Fort, fort!“

Und damit drängte sie die ihr zunächst Sitzenden zur Thür. Und die Frauen halfen ihr alle, — auch Moys Mezig und mich faßten sie an den Armen und rissen uns mit sich fort, und ehe wir uns besannen, waren wir zur Thür hinausgewirbelt, die schwer hinter uns ins Schloß fiel.

Ich war bis in die Hausthür gedrängt worden. Erst hier sah ich mich wieder um. Mein Barbier und der Handwerker, welcher zuletzt mitten im Zimmer gelegen hatte, verschwanden grade zusammen durch die Hausthür. Sie waren die ersten hinaus. Ich musterte die übrigen, welche nun auf mich nicht mehr acht hatten. Es war wohl niemand zurückgeblieben — wie? Doch! Zwei Hauptpersonen fehlten: die ältliche Jungfrau und der alte Herr, sie beide grade, welche soeben mit dem Erscheinen von ihnen theuren Geistern beglückt worden waren.

Ich ging in mein Empfangszimmer und lehnte die Thüre nur an, ohne den Niegel ins Schloß fallen zu lassen. Ich war aus all' meiner philosophischen Seelenruhe gebracht. In der kurzen Zeit von zwei Stunden hatte ich das tollste Zeug erlebt, war aber vorläufig nicht auf die leiseste Spur gekommen, wie es wohl menschlich-vernünftig erklärt werden könnte. Zwar war mir vielerlei aufgefallen und einigermaßen verdächtig vorgekommen — so hatte ich grade während der Geistererscheinungen ganz zufällig meinen einen Fuß weit vorgestreckt und war dabei an etwas

gestoßen, — was es war, wollte ich eben genauer zu fühlen suchen, als der Schlüsselpettel hereinbrach; als aber in derselben Minute noch Licht wurde, war auf dem Boden nirgend solch' ein Gegenstand des Anstoßes zu entdecken.

Jedenfalls mußte ich mir jede Kleinigkeit, die ich heute wahrgenommen hatte, auf das genaueste merken. Ich nahm die mir von meinem Lieb' verehrte, gestickte Briefftasche hervor — ich pflegte sie auf dem Herzen in der linken, inneren Seitentasche meines Rockes zu tragen — und begann sie zu öffnen, während ich mit aller Gewalt meine Gedanken zu sammeln versuchte. — Aber was war das? Ein sonderbarer, zarter und dabei doch intensiver Beilchengeruch strömte mir aus der Briefftasche entgegen. Wie war dieser Duft, von dem die Briefftasche sonst nicht eine Spur aufzuweisen hatte, dahineingekommen? Ich schlug die darin eingeklebten Notizblätter auf — — da — — ich fuhr empör und traute meinen Augen nicht, aber es war einmal nicht anders!! Dicht unter den Zeilen, die ich noch mit eigener Hand vor kaum vier Stunden niedergeschrieben hatte, standen in einer höchst eigenthümlich verzogenen, ausgeprägt charakteristischen Handschrift die Worte zu lesen:

„Rette — rette sie!“

Ich stürzte mit dem Notizbuch in der Hand an meinen Schreibtisch. Aus einem geheimen Fache, zu welchem ich mir eigens ein kunstvolles Schloß hatte machen lassen, nahm ich einige Briefe, deren Schrift ich mit den auf mir gänzlich unmerkliche Weise unter meine Notizen gekommenen Zeilen verglich. Die Briefe waren von der Hand meines verstorbenen Vaters und — — das „Rette — rette sie!“ war auch von der Hand meines Vaters!!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hauch von Lessings Geiste.

Ob es Leute gibt, welchen unsre deutschen Theaterverhältnisse als gut und in besser Ordnung erscheinen? Wahrscheinlich! Allerdings hat der Schreiber dieser Zeilen noch keinen einigermaßen urtheilsfähigen Menschen getroffen, der die Kühnheit gehabt hätte, das schlankweg zu behaupten. Dagegen kennt er sehr viele, auch sogenannte gebildete und in ihren Kreisen sogar für hervorragend geachtet geltende Menschen, welche sich über ein motivirtes Urtheil über Theaterangelegenheiten durch ein Achselzucken hinweghelfen. Sie — die Achselzuckenden — stehen ja — eingebildetermaßen — geistig so hoch, sind von soviel wichtigeren Dingen in Anspruch genommen, daß sie sich um Dinge — wie die Komödie, nicht kümmern können. Die Schaubühne ist nach ihrer Meinung — hundert Jahre nach Lessings und fünfundsiebzig nach Schillers Tode — immer noch nichts anderes als eine Anstalt zur Belustigung, ein Institut, welches dem gelangweilten oder durch seine Berufsarbeit ermüdeten einzelnen die schwere Arbeit des leidlich amüsablen Zeittodtschlagens für ein paar Stunden von den Schultern nimmt. Bestenfalls gesehen diese oft schwerverlehrten Vöotier gnädig zu, daß das Theater mehr sein könnte — eine Volksbildungs- oder Erziehungsschule, auch wohl eine „moralische Anstalt“, aber sie denken sich wenig oder garnicht dabei und sind der gemüthlichen Ueberzeugung, daß die Schaubühne in dieser ihrer edleren Eigenschaft sehr wohl auch vernutzt werden könnte. Die Kulturbewegung geht unbekümmert um solche Kleinigkeiten, wie das Theater eine ist, ihren glorreichen Gang — wir werden von Tag zu Tag gescheiter und besser und glücklicher — wer merkte das nicht, und wer wagte daran zu zweifeln, seit sogar ein an sich geistreicher Gedanke dahin mißverstanden worden ist, daß es bei der Kulturentwicklung nur auf die wirtschaftliche Entwicklung ankomme, und daß diese sich vollziehe mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes, gleichviel, ob wir unsre Schulen gut oder schlecht, unsre Literatur claudens oder goethisch einrichten, ob wir unsrer Theater mit den Nachwerken der Offenbachs und Lindaus oder gemäß den Leistungen und Forderungen Lessings und Schillers ausstatten. Schade nur, daß diese Philosophie geistig vornehmthuerer Bärenhäuterei uns den Beweis für ihre Allgemeinberechtigung, der sehr zwingend ausfallen müßte, gänzlich schuldig geblieben ist. Schade — oder um bei hochernster Angelegenheit das Witz der Ironie einen Augenblick zu läppen: ein Glück ist es, daß die Masse des Volkes lange nicht einseitig genug veranlagt ist, um ihre Bestrebungen auf ein Rad im tausendfältig verwickelten Maschinenwerk des Menschenlebens und Treibens zu konzentriren, und ein Glück ist es nicht minder, daß immer wieder einzelne sich erheben, um kulturwichtige Dinge, welche nicht auf der Oberfläche des Stromes der Tagesinteressen leicht und lustig dahertreiben, in den Bereich der öffentlichen Theilnahme, auf die Bahn der Volksbestrebungen hereinanzuziehen.

So betrachtet der Schreiber dieses Artikels es als einen wahren Segen, daß soeben ein Buch erschienen ist, welches den Titel führt: „Der Verfall der deutschen Schaubühne und die Bewälti-

gung der Theaterkalamität. An den Thatfachen dramaturgisch beleuchtet von Georg Köberle,“ ein Buch, daß der deutschen Theatermiffere mit anerkannter Energie und durchweht von einem Hauche lessingischen Geistes zu Leibe geht.

Im Nachfolgenden sei, was das Werk will und was es leistet, für die, wie ich annehme, allesamt belehrungsdürftigen Leser der „Neuen Welt“, so kurz, als Stoffreichthum und Gedankentiefe zulassen, skizzirt. Der Verfasser kennzeichnet die Aufgabe, welche er sich gestellt, in der „Meine Overtüre“ überschriebenen Einleitung folgenderweise:

„Vorerst will ich dem freundlichen Leser nur einen kurzen Rundblick über den gesammten Bereich der dramatischen Kunst bieten, will nur seine Aufmerksamkeit auf diejenigen Vorkommnisse hinflechten, welche den tonangebenden Theatern gemeinsam anhaften und als der eigentliche Typus der modernen Bühne zu betrachten sind. Um dem spröden Stoffe nach Möglichkeit auch eine angenehme, unterhaltende Seite abzugewinnen, habe ich als Form der Darstellung den lebendigen, die verschiedenen Tagesströmungen durch charakteristische Personen vertretenden Dialog gewählt. Die nachfolgenden Blätter erheben, als schlichte Einleitung zum Thema, nur den Anspruch, die eigentliche Aufgabe eines wahren Dramaturgen erörtern, d. h. die Fundamentalgesetze der Bühnenkunst klarstellen und die geistverlassene Hohlheit der zur Zeit die Breiter beherrschenden Modepoeten zergliedern zu wollen.“

Neben dieser von edler Bescheidenheit durchleuchteten Umgrenzung des ebenso schweren wie in mehr als einer Beziehung undankbaren Unternehmens gibt Herr Georg Köberle in der „Overtüre“ Nachsicht von der Stellung, die er bisher den Theaterangelegenheiten gegenüber eingenommen hat.

Schon 1872 hatte er ein Buch erscheinen lassen über „die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche“, welches vielseitig Entgegnung fand. Bühnenfreunde in Publikum und Tagespresse, sowie „diplomatische Wortführer der Kritik“, wie er Leute gleich dem Hofrath v. Gottschall nennt, hatten die Berechtigung seiner Ansichten anerkannt, die Berufung zum Leiter der karlsruher Hofbühne war die hervorsteckende Folge gewesen, gleichzeitig waren aber auch alle „unlauteren Elemente der Theaterwelt“, geführt von dem preussischen General-Theaterintendanten Herrn v. Hülsen, wider ihn in den Harnisch gerathen. Es begann nun, wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt, ein reguläres Kesseltreiben auf den Stößenfried des leicht-frivol-ideenlosen Theaterkesseldrians. Zeitungen verschiedenster Parteischattirungen bildeten die Treiber, gehässige, auf Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des Publikums spekulirende Kritiken und Denunziationen mehr oder weniger schmutziger Art die Geschosse und „literarische Raufbolde“, wie sie gegenwärtig bei uns als tonangebende Muster und Meister im Reiche der literarisch-ästhetischen Kritik gelten, zeichneten sich als die Jäger dabei aus. Der Erfolg blieb nicht aus: Dr. Köberle wurde seines Amtes als Hofbühnenchef enthoben, um, wie man hoffte, aus dem Tumulte der so kunstvoll erzeugten allgemeinen Entrüstung in das Dunkel der Vergessenheit zurückzutreten. Wie man die übliche Praxis bei der Behandlung der Gegner des allgemeinen verrückten Konjenses, um mit Goethe zu reden,

auch bei diesem doch gewiß nach gewöhnlichen Begriffen nicht staatsgefährlichen Konflikt innehielt, möge der Ausspruch beweisen, welchen in der köberle'schen Angelegenheit ein Staatsanwalt öffentlich zu thun für angemessen hielt: „Man brauche gegen Dr. Georg Köberle weder Zeugen noch Beweise, denn seine — (dramaturgischen?) — Verbrechen seien so notorisch, daß Thron und Staat in Gefahr kämen, wenn man ihn ungezügelt ließe.“

Indessen ist die Züchtigung Köberle's über den Verlust der Bühnenleitung nicht hinausgegangen, hat ihn vielmehr in eine Stellung gedrängt, in welcher er sich geistig und materiell völlig unabhängig sieht, und von der aus er den begonnenen Kampf gegen die Theatermisere mit schärferen Waffen fortsetzen kann, als er ihn begonnen.

Um einem Mißverständnis zu entgehen, welches für die Beurteilung seiner Bestrebungen in der That verhängnißvoll werden könnte, setzt Köberle in der Einleitung noch hinzu, daß sein in der „Theaterkritik“ enthaltener Vorschlag, die Theater unter die öffentlichen Staatsanstalten aufzunehmen, auf der Voraussetzung beruhe, es sei: 1) der Reichsregierung das Theater etwas Höheres und Edleres, als à tout prix nur eine Zerstreungsstätte für den großen, gedankenlosen Trost; und 2) die Entwicklung des neuen Reiches steure einer freien Staatsorganisation zu.“ Eine weitere Beschäftigung mit der Theaterfrage in diesem Sinne erscheint ihm aber jetzt selbst als allzu „sanguinisch“ und „unfruchtbar“. Er sucht daher das Heil des Theaterwesens nicht mehr bei der Regierung.

Es kann mir natürlich nicht einfallen, den ganzen Inhalt des zwanzig Bogen starken, und überraschend ideenreichen Buches auszugsweise hier wiedergeben zu wollen; vielmehr ist es wohl so ziemlich selbstverständlich, daß ich nichts Besseres thun kann, als den Gedankeninhalt einiger nach meiner Ansicht besonders hervorzuheben und für das gesammte Werk vorzugsweise charakteristischen Partien in thunlichst kondensierter Form zu kennzeichnen. Dabei werde ich vernünftigerweise solche kurze Abschnitte wörtlich wiedergeben, welche, wie mir scheint, sich als Kern- und Knotenpunkte der köberle'schen Entwicklungen darstellen und so gelungen formuliert sind, daß jede Umschreibung nur eine Abschwächung wäre. Von der zur Belebung der ebenso ausführlichen als tiefgehenden prinzipiellen Erörterungen tatsächlich auf das vorthellhafteste beitragenden Diskussionsform, wie sie Köberle gewählt hat, kann ich füglich bei meinem verhältnißmäßig kurzen Referate absehen.

Köberle knüpft zunächst an einen Satz Lessings an; wie es ja eben garnicht anders geht, wenn man heutzutage kunsttheoretische Fragen bei ihrer Wurzel angreifen will.

Unsre heutigen Bühnenschriftsteller thun das Gegentheil von dem, was Lessing ihnen vorschrieb. Lessing sagt in der „Hamburgischen Dramaturgie“: „Der gute Schriftsteller, er sei von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht bloß schreibt, seinen Will, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtetsten und Besten*) seiner Zeit in Augen, und nur, was diesen gefallen, was diese rühren kann, würdigt er zu schreiben. Selbst der dramatische, wenn er sich zu dem Böbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern, nicht aber ihn in seinen Vorurtheilen, ihn in seiner unedlen Denkungsart zu bestärken.“

Nach Köberle's Ueberzeugung trifft jedoch die dramatischen Dichter der Vorwurf, diesem Lessing'schen Grundgesetz für alles schriftstellerische Produziren zuwiderzuhandeln, nur in demjenigen Theile, welcher von den Bühnenleitungen bevorzugt wird. Es wäre grundfalsch, meint er, einen Schluß auf die ganze Bühnenliteratur der Gegenwart zu ziehen aus dem, was die Bühnenleiter dem Publikum an Novitäten vorzusetzen für passend erachten. „Nicht unsre moderne Bühnenliteratur, sondern deren Abschaum wird von den Theatern der Gegenwart kultivirt.“

Unsre Bühnenleitung sei — völlig im allgemeinen — so in Grund und Boden hinein verrottet, behauptet Köberle, „daß selbst der größte deutsche Dramatiker, Schiller, unsre sämtlichen Bühnen verschloffen fände, wenn er erst heute als Reuling unter uns erschiene, und nicht, zu dem großen Mergel so vieler Bühnenchefs, noch als eine theure Erbschaft aus dem vorigen Jahrhundert geduldet werden müßte.“

Die Gesetzrichtung der schiller'schen Dramen und die Tendenz, unter deren Herrschaft das Theater heute gebeugt ist, widersprechen einander auf das schärfste. Schiller kämpft für den Sieg des Göttlichen, d. h. des Menschlich-Erhabenen, Edelen — in der menschlichen, d. i. ihrer natürlichen Entwicklung gemäß ursprünglich thierischen — Natur. Die heutige Bühne dagegen steht entweder, als Institut professionsmäßiger Unterhaltungs- und Spasmacherei um jeden Preis, in demselben Rang mit Tingeltangeln, Kunstreiter-Cirkussen, Assenstheatern und dergleichen, oder was, nach Köberle, fast noch schlimmer ist, „sie nimmt den Schein höherer Bestrebungen an, während sie sich in Wahrheit als Faßnenträgerin vorüberziehender Tagesströmungen verdingt.“ — Eine solche Bühne beurtheilt ein Drama danach, ob „die Handlung zur

Glorifikation der augenblicklich jugirenden Leiter der Staatsmaschine“ diene und ob „die Helden, falls sie ihre Handlungen unter uns in der prosaischen Wirklichkeit verüben, als loyale Unterthanen gelten“ würden. Solcher Tendenz gegenüber wäre Schiller, wenn er nicht schon längst unwiderstlich zum wirklichen ewigen Leben eingegangen wäre, freilich ein todtter Mann. Köberle schilbert ergötzlich, wie es Schiller ergeben würde, wenn er das Unglück hätte, im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts statt im letzten Drittel des 18. an die Thüren der Bühnenvorstände pochen zu müssen:

„Die Räuber? Hinaus mit dem Rebellen Karl, der unsre gestiftete Weltordnung in ein Chaos zurückschleudern möchte, auf die Gefahr hin, daß sodann zum zweitenmale ein Schöpfer den Ruf: 'Es werde Licht!' erschallen lasse. Fiesco? Tell? Ins Zuchthaus mit dem starkköpfigen Republikaner Berrina und mit den republikanischen Hirten, die nicht einsehen wollen, daß das einzige Heil in der Welt von der Monarchie kommt! Kabale und Liebe? Zum Teufel mit der Verleumdung, daß an den Höfen nicht alles in paradiesischer Unschuld zugehe! Don Carlos, Maria Stuart und Braut von Messina? Einen Strich für den Autor, der von schwarzen Thaten fürstlicher Häuser zu sprechen wagt! Wallenstein und Jungfrau von Orleans? Auf die Festung mit dem utopischen Schwärmer, der uns einen kaiserlichen General als Hochverräter vorzuführen und ein Loblied auf das Land der Revanche anzustimmen wagt! — „Hiermit — fährt Köberle fort — wären denn die neun Originalmeisterwerke unsres größten Dramatikers auf das bequemste beseitigt, und auch mit Schiller, dem Bearbeiter von Dramen aus fremden Sprachen, würde man um so leichter fertig, als zuverlässig irgendein ordenslustiger Hofdramaturg sich die Entdeckung nicht entgehen ließe, daß das prächtige Diplomatenpärchen Tartaglia und Pantalon in der chinesischen Turandot' eigentlich eine Satire auf das Cabinet des gnädigsten Herrn sei, und daß es sich überdies für den Bühnenverein nicht schide, dem beleidigten Verfasser der zwei Abhandlungen, Ueber das gegenwärtige Theater' und Die Bühne als moralische Anstalt betrachtet' noch Chancen in der Bretterwelt offen zu halten.“

Aus der Tendenz, welche bei der Auswahl der dramatischen Novitäten maßgebend ist, folgt für Köberle mittelbar auch die zunehmende Verschlechterung der schauspielerischen Leistungen. Mit vollem Recht und tiefem Verständnisse weist er darauf hin, daß jeder Schauspieler mit der Größe der ihm gestellten Aufgabe wächst und mit der Kleinheit derselben in seiner Leistungsfähigkeit sinkt. Da die bei unseren Theatern „für zulässig befundenen Novitäten höheren Genres weit weniger menschliche Charaktere enthalten, als vielmehr Marionetten und Typen ohne psychologische Vertiefung und ohne Konsequenz, die, wie Figuren auf dem Schachbrette, nur da sind, um ohne individuelles Leben der Verwirklichung eines für den gesammten dramatischen Bereich einformig ottropirten konventionellen Zwedes zu dienen, so muß nothwendig auch das darstellende Personal mehr und mehr verflachen und sich endlich einen Schlendrian angewöhnen, der es zur Lösung höherer Kunstaufgaben unfähig macht.“ (Fortsetzung folgt.)

Am Schuykill. (Bild Seite 56.) Römer und Griechen, obgleich in der Schifffahrt wohlbewandert, waren keine eigentlich seefahrenden Nationen; sie besahen nur Binnenmeere und erforschten die Küsten benachbarter oder doch nicht allzuweit entlegener Länder — auf die Weltmeere, wie es doch die Phönizier schon gethan, wagten sie sich nicht hinaus. Zwar sagt schon der römische Schriftsteller Seneca: „Nicht der Länder letztes ist Thyde,“ allein diese Aeußerung beruhte mehr auf Vermuthung, denn auf positiver Kenntniß. Den romanischen und germanischen Völkern war es vorbehalten, die unendliche Wasserwelt nach neuen Welttheilen zu durchforschen. Mit der Entdeckung Südamerikas (1498) begann leider auch die Vertilgung seiner Eingebornen, doch auch Nordamerika sollte dieses blutige Schauspiel nicht erspart werden. Nachdem die weltliche Macht Cromwells in England gebrochen war und seine Anhänger sich allenthalben gedrückt und verfolgt sahen, entschloß sich im Jahre 1681 eine kleine Gemeinde von Puritanern zur Ueberjiedlung nach Nordamerika. Die „Pilger der Wildniß“ haben nach schwerer Mühsal am Flusse Schuykill Philadelphias (Stadt der Bruderliebe) gegründet und billig, jedoch ethisch, den Indianern das umliegende Land abgekauft. Da das „heilige Experiment“, die Gründung des Quäkerstaates auf einem Areal von 2450 Quadratmeilen, von dem englischen König Karl dem Zweiten nicht anerkannt wurde, mußte der Gründer William Penn seine Rechtskräftigkeit noch einmal mit 16000 Pfund Sterling erkaufen. So entstand der Embryo der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die primitiven Kolonien erstarkten nach und nach in stetem Kampfe mit den Indianern, bis sie endlich dieselben siegreich zurückdrängten. Die Geschichte der in vielen Beziehungen so hochbegabten rothen Rasse hat es leider traurig genug bestätigt, daß der Indianer überall von der Civilisation verzehrt wurde, ob er nun gegen sie ankämpfte oder sich ihr unterwarf. Was heute noch davon übrig geblieben, ist Menschenschutt, den der nächste Sturm auf seinen Schwingen entführen wird. Mit dem Indianer ist auch sein Ernährer, der Urwald, verschwunden. Die neuen weißen Ansiedler brauchen Ackerland und rothen schonungslos die Riesen der Pflanzenwelt aus. Der hochkultivirte Osten Nordamerikas hat, mit Ausnahme der großen Waldbestände am Alleghanygebirge, nur

*) Unter den „Erleuchtetsten und Besten“ verstand Lessing natürlich nicht die heute sogenannten „Gebildeten“, oder gar die sogenannten „Vornehmen“, welche sich allerdings in ihrer Mehrzahl für die Besten halten. Zu Lessings „Erleuchtetsten und Besten“ — gradezu wie seinen „Freimaurern“ — gehört ein jeder, gleichviel weß Standes er ist und wieviel Gelehrsamkeit er in sich aufgenommen hat, der sich von Vorurtheilen frei, von Verechtigkeitsgefühl erfüllt, in edlem Wohlwollen mit seinen Mitmenschen verbunden, und von dem großen Streben nach allgemeinem Menschenglück und allgemeinem Gutesfortschritt geleitet weiß. Wessen Wesen und Wollen jedoch auch nur eine dieser Bedingungen missen läßt, gehört zum Böbel — sei er, wer er mag. B. G.

spärliche Baumoaasen aufzuweisen. Unser Bild, welches sich am Fuße des Alleghanygebirges, dieses letzten Hortes der Romantik, entfaltet, bestimmt uns zu einer Schilderung desselben. Diese granitne Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ozean und den großen Seen nebst dem Riesenstrom Mississippi, erstreckt sich vom nordöstlichen Theile Labamas aus in nordöstlicher Richtung über 2200 Kilometer weit durch die mittleren atlantischen Staaten und Massachusetts bis jenseits des Hudson in die Neuenglandstaaten, anfangs im Süden in bedeutender Entfernung von der Ostküste Nordamerikas sich erhebend, dann sich derselben allmählich nähernd und am nördlichen Ende oberhalb Newyork an der Hudsonsmündung nahe an dieselbe herantretend. Es besteht aus langen, parallelen, durch flache Längsthäler getrennten Ketten, deren Zahl an einigen Stellen bis auf zwölf steigt und die so schmal sind, daß sie von der ganzen, 200—300 Kilometer betragenden Breite des Gebirges nur etwa ein Drittel einnehmen. Die mittlere Kammhöhe des Gebirges, das von zahlreichen Quertälern durchsetzt wird, ist 900 Meter, und seine höchsten Gipfel steigen nicht viel über 2000 Meter empor. Dessenungeachtet machen die Alleghanyketten, wenigstens auf der Ostseite, wo sie im allgemeinen ihren steileren Abfall haben, einen imposanten Eindruck. In einem dieser tief eingeschnittenen Quertäler der Alleghany entspringt der Schuylkill, der auf einem kurzen, aber schönen Lauf an Philadelphia vorbeigeleitet, um in der Bai von Delaware zu münden. Die Szenerie unsres Bildes ist oberhalb Philadelphia. Aus dunkelblauem Gestein und lichterem Baumgrün hat die Natur hier einen Dom aufgebaut, den sie mit der azurblauen Himmelskuppel überwölbt. Auf einem verwachsenen, durch Geklipp und Gestrüpp auf- und niedersteigenden Pfade hat unser Wanderer im Morgengrauen sein Lieblingsplätzchen im Walde aufgesucht, um den erwachenden Tag zu begrüßen. Lieber Leser, ich rathe dir, wenn du es noch nicht gethan hast, so schnell als möglich dem Beispiel unsres einsamen Wanderers zu folgen. Jeden Menschen, welcher nicht ganz ohne Naturinn ist, wandelt ein zugleich feierliches und frohes Gefühl an, wenn er an einem schönen Sommermorgen in die Stille und Einsamkeit eines weiten Waldes sich verliert. Mit der Andacht wachenden Dämmerung umfängt ihn der kühle Forst. Das Auge badet sich mit Wollust in den harmonisch ineinanderfließenden Schattierungen softigen Grüns, der frische Harzgeruch schmeichelt den Sinnen wie entzündeter Weihrauch, durch die Kreuzbogendecke der tausendfach verschlungenen Wipfel rieselt verstoßenes grüngoldenes Licht herab, rings in Moos und Busch regt sich leise schwirrend zahlloses Insektenleben, ein entzündendes süßes Säuseln macht die Blätter kaum hörbar rauschen; dann hebt darüber im schattigsten Dickicht die Drossel ihr schmelzendes Morgenlied an, und dort hämmert der muntere Specht den Takt dazu. Deine Brust hebt und weitet sich, du fühlst dich beglückt, wieder einmal in recht unmittelbarem Verkehr mit der Natur getreten zu sein, und mischst stillfühlend deinen Odem mit dem ihrigen. Zu solcher Stunde und auf solchem Gange spüretest du so deutlich, wie sonst nie, jenes geheimnißvolle Etwas dich anhauchen, was die Menschen Begeisterung, Andacht, Poesie zu nennen pflegen, jenes Emporgehoben-sein über die Schranken kleinlich konventioneller Verhältnisse in die Sphäre süßestricender Naturgewalten, welche nun und nimmer mißde werden, fortzubilden an ihrem ewigen Wundermärchen. Auch unsern Wanderer lockte die Phantasie in das romantische Land der Träume, um ihm dort seine kühnsten Wünsche verwirklicht zu zeigen. Da gellt der Pfiff eines Dampfers, der die sonnenglühende Spiegelfläche des Schuylkill durchschneidet, und das düstige Traumgebilde der Romantik ist am rauhen Fels der Wirklichkeit zerschellt und zerstoßen. Der stille, sinnende Wanderer wird zum Raubthier und wirft den Harnen aus, um die muntere Forelle zu ködern. Hat er ein Recht dazu? Fragt den Löwen, warum er kein Pflanzenfresser ist. Der Fischfang ist gleichwie die Jagd ein Eingriff in den Haushalt der Natur. Beide entspringen dem Zerstörungstrieb, der, so paradox das auch klingen mag, von dem Erhaltungstrieb herborgerufen wird. Die Wechselwirkung dieser beiden Pole ist der Hebel jeglicher Arbeit. Sie hat Religionen und Gesehbücher diktiert, Berg- und Feldbau, Handel und Gewerbe ins Leben gerufen, und wird, von der Wissenschaft unterstützt, den Traum des griechischen Philosophen Plato verwirklichen, insofern es die menschliche Leidenschaft zuläßt. Wo einst auf der Lichtung, die der Orkan in den fast undurchdringlichen Urwald gerissen, der Delaware-Indianer den Spuren des Wapiti-Hirsches folgte, und später der weiße Jäger (Trapper) dem Biber, dem Waschbär und der Mochsuratte Fallen stellte, oder der Hinterwälder (Backwoodsman) mit Wolf und Bär um den Besitz der Wildniß stritt, stampft das Dampfroß auf länderverbindenden Schienen und trägt den Ueberfluß von fünf Welttheilen zum Bedarf der meilen-großen Städte, die in ihren stolzen Mauern Einwohner nach Hundert-tausenden beherbergen. Während der unausgesetzte Krieg der rothen Ureinwohner selbst die Annäherung der Nachbarstämme verhinderte, eilt der weiße Mann unangefochten auf den Schwingen des Dampfes von Newyork nach San Francisco und lieft im Eisenbahncoupe, während der Zug die 6000 Fuß hohe Barre der Felsengebirge auf- und nieder-dampft, die telegraphischen Berichte aus allen fünf Welttheilen. Und all' diese Wunder hat sein Geist im Laufe von ein paar Generationen bewerkstelligt. Amerika brauchte zu seiner Civilisirung ebensoviele Jahr-hunderte, wie China, Indien und Aegypten Jahrtausende. Das ist der freie Antrieb eines freien Volkes. Wer kann heute die Grenzen der menschlichen Thätigkeit bestimmen? Wer kann in die Zukunft sehen und sagen, wie es in hundert oder zweihundert Jahren auf Erden

aussehen wird, wo jeder Tag neue Erfindungen und zu deren Verwirklichung neue Bauten bringt. Und doch sind die kühnsten Bauten, verglichen mit dem Aufbau der Gestirne, Maulwurfsbügel, die dem Zahne der Zeit kaum ein paar Jahrhunderte widerstehen.

„Wohl stürzt, was Macht und Kunst erschufen,
Wie für die Ewigkeit bestimmt,
Doch alle Trümmer werden Stufen,
Darauf die Menschheit weiter klimmt.“

Dr. M. T.

Seltene Thiere. (Bild Seite 57.) Wer kennt sie nicht, jene buntgefiederten, fugeknäbeligen Geschöpfe, die wegen ihrer Geschwätigkeit die Lieblinge der Menschen geworden sind, und vielleicht grade weil viele Menschen durch diese Eigenschaft sich mit ihnen verwandt zu fühlen Ursache haben! Soviel steht fest, durch die hochgradige Entwicklung und den Gebrauch der Sinne steht der Papagei mit auf der höchsten Stufe des Thierreichs und, wenn man den Mittheilungen der zahlreichen Beobachter vollen Glauben schenken darf, kann aus seinem Betragen mancher Mensch etwas lernen. Wegen ihrer geistigen Entwicklung haben sich mit dem Thierleben eingehend beschäftigende Forscher, wie z. B. der verdienstvolle Brehm, die Papageien „besiederte Affen“ genannt, die alle guten und schlechten Eigenschaften ihrer Vorbilder besitzen. Andere Vögelzüchter stellen sie wegen ihrer ihnen eigenen verhältnißmäßig bedeutenden Fähigkeit zur Erlernung der verschiedensten Sprachen und der oft gradezu frappirenden geschickten Anwendung von erlernten Redensarten an geeigneter Stelle, hoch über den Affen. Es mag zugleich bemerkt werden, daß sie namentlich in Nordostafrika fast ausschließlich in Gesellschaft dieser „Vierhänder“ leben. Mit Ausschluß Europas bewohnen die Papageien alle Erdtheile. Von den 355 Arten, die man 1868 kannte, leben 142 in Amerika, 85 auf den Papuainseln und Molukken, 60 in Australien, 30 in Polynesien, 25 in Afrika, 19 in Südasiens und auf den Sundainseln. Durch neuere Entdeckungen sind noch einige 20 neue Arten hinzugekommen, doch dürfte das Verhältniß wohl wenig dadurch geändert worden sein. Zumeist leben sie in der heißen Zone und in den Wäldern, doch leben auch einzelne Arten in baumlosen Ebenen und Steppen, andere sogar in den Höhen der Andes (die unter dem Namen Cordilleren bekannte amerikanische Gebirgskette), über dem Holzgürtel — d. h. die Grenze, wo größtentheils infolge der Kälte das Gedeihen der Bäume unmöglich ist —, 3500 Meter über dem Meerespiegel. In den tropischen Wäldern sind sie am zahlreichsten und wie Brehm mittheilt, in Afrika so stark vertreten, wie bei uns die Krähen, ebenso in Australien, wie in Deutschland die Sperlinge. Außer der Brutzeit leben sie meist in Gesellschaften, machen gemeinsame Ausflüge, um Nahrung zu suchen, wobei sie ihre Wachen ausstellen, um sich gegen Ueberfälle zu schützen, und kehren des Abends wieder nach ihrem Lagerplatz zurück. Ihre täglichen Wanderungen erstrecken sich oft auf 12 bis 20 Kilometer Entfernung. Einzelne Arten hat man beobachtet, wie sie des Morgens ausfliegen, des Mittags badeten und sich dann in dem dichten Laub der Bäume vor den Sonnenstrahlen verbargen, des Nachmittags wiederum Nahrung suchten und, nachdem sie des Abends noch ein Bad genommen, wieder nach ihrem Wohnort zurückflogen. Letztere nehmen sie entweder in dichten Laubkronen, durchlöcherten Felsen oder in Baumhöhlen, und zwar auch gemeinschaftlich. Da ihre Zerstörungslust noch ihre große Gefräßigkeit übersteigt, so sind sie in den Maisfeldern und Obstplantagen ungern gesehene Gäste. Sie gehen jedoch bei ihren Räuereien so listig zu Werke, daß ihnen schlecht beizukommen ist. Entweder verhalten sie sich beim Nahen des Anzeigers so mäusehinstill — was ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit ist —, daß niemand ihre Anwesenheit merkt, oder die Wachen geben ihre Signale und der ganze Schwarm fliegt davon, laut schreiend, wenn er außer Schußweite ist. Dabei ist ihre Anhänglichkeit so groß, daß wenn ja ein über den angerichteten Schaden erboster Landmann mehrere von der Schaar erschießt, die Ueberlebenden immer wieder zu ihren toten Genossen zurückkehren, um schließlich auch den Wirkungen des Feuergewehrs zum Opfer zu fallen. Pflanzenstoffe, wie Früchte, Sämereien, Blütenhonig und Blütenstaub sind ihre Nahrung; doch gibt es auch Fleischfresser. Das Geschäft der Fortpflanzung verrichten sie in der Jahreszeit, die in ihrer Heimat unsern Frühling gleichkommt. Einige Arten brüten nur einmal, andre zwei- bis dreimal im Jahre. Zur Brutstätte benutzen sie ähnliche Plätze, wie die oben genannten, oder arbeiten sich in Ermanglung deren auch selbst Höhlen vor, oder arbeiten sich in Baumstämme oder auch in die Erde. Die Alten füttern ihre Jungen, pflegen sie in der zärtlichsten Weise und vertheidigen sie hartnäckig gegen etwaige Feinde. Dabei leben sie, wie behauptet wird, auf Lebenszeit in der strengsten Eintracht. Verwaiste Junge werden oft von ältern gepflegt und aufgezogen. Verschiedenartige treten auch in Freundschafts- und Liebesverhältnisse zu einander, und ein Beobachter erzählt, daß ein Männchen, dem sein einer andern Art angehörendes Weibchen gestorben, einem andern seines Geschlechts die der Art der Verstorbenen angehörende Gattin abspenstig gemacht habe und zwar, indem er den Käfig derselben zerstörte. — Theils wegen ihres Fleisches, aber noch öfter wegen ihrer schönen Federn, macht man Jagd auf die Papageien. Um die Jungen zu fangen, fällen die Wilden einfach die Bäume, in denen sich die Nester befinden, und wesentlich auf diese Weise ist die Urbarmachung der heißen Wälder

zustande gekommen; man brachte die Federn den Herrschern als Frohngabe. Bei der Entdeckung Amerikas haben die Papageien eine Rolle gespielt. Pinzon, der Begleiter des Kolumbus, hatte diese ihnen gebeten, den Lauf des Schiffes zu ändern, indem er sagte: „Es ist mir wie eine Eingebung, daß wir anders steuern müssen.“ Alexander von Humboldt belehrt uns jedoch: „Die Eingebung und was das Herz ihm sagte, verdankte Pinzon, wie den Erben des Kolumbus ein alter Matrose erzählte, einem Fluge Papageien, den er abends hatte gegen Südwesten fliegen sehen, um, wie er vermuthen konnte, in einem Gebüsch zu schlafen. Niemals hat der Flug der Vögel gewichtigere Folgen gehabt.“ Die Zähmung der Papageien ist sehr alt, gewiß wurde sie schon kultivirt zur Zeit Alexanders des Großen. Im Alterthum werden sie öfters erwähnt und bereits bei der Entdeckung Amerikas fand man gezähmte vor. Diese erwiesen sich oft als Wächter, indem sie ihren Pflegern, den Eingebornen, durch lautes Schreien die Ankunft der europäischen Feinde verriethen. Die größeren Arten gewöhnten sich nicht nur in den kälteren Zonen an die dortige Nahrung, sondern auch oft nebst andern an Thee, Kaffee, Wein und Bier; die kleineren weichen jedoch nicht von ihrem Körnerfutter. Die üble Gewohnheit, sich die Federn auszurupfen, soll nach manchen Angaben ihren Grund in der Fleischkost haben, andere behaupten dagegen, daß die Langeweile diese von Natur so lebhaften Thiere zu solcher Unart treibe. Ein Stückchen weichen Holzes dem Papagei zur Verfügung gestellt, genüge, um seine Zerstörungssucht von seinem Federkleide abzulenken. Genügendes Futter sei ein ebenso probates Mittel. Hanf, hartgekochter Reis, Hafer, Mais, Salat, Kohl und Früchte sind für die größeren, Hirse, Kanariensamen, Salat und Pflanzenblätter für die kleineren Arten die beste Nahrung; Petersilie und bittere Mandeln sind Gift für sie. In der Gefangenschaft pflanzen sie sich nur fort, wenn man ihnen jahrs aus jahre neben einem geräumigen Lokal die sonst nöthigen und oben angedeuteten Bedingungen einräumt. Der höchstbegabte unter den Papageien ist der Zafu, und man erstaunt über die Fertigkeiten, welche derselbe bei fleißiger Schulung in der Sprache und Beobachtung erhält. Wer sich darüber näher unterrichten will, den verweisen wir auf das treffliche Werk Brehm's. Der finstere Gefell, welcher sich oben links auf unserm Bilde befindet, ist der Ararakadadu und gehört zu den größten unter den Papageien. Seine Gattung wird bestimmt durch die auf dem Kopf befindliche Federhaube, welche sich jedoch durch andre Bildung von der wahren Kadadus auszeichnet. Sein Gefieder ist tief schwarz und etwas ins Grünliche schillernd; durch den mehligten Staub, der auf den Federn des lebenden Vogels liegt, erscheint letztere Farbe eher grau. Das nackte Gesicht ist roth. Besonders sticht er hervor durch seinen riesigen Schnabel, mit dem er selbst Nüsse, deren Schale nur mit einem schweren Hammer zu zersprengen ist, öffnet und verspeist. Man erzählt von ihm, daß er in der Gefangenschaft alles Geschirr aus gewöhnlichem Thon, Porzellan und Gußeisen zerbrochen habe und in seinem Zerstörungseifer erst aufgehalten wurde, als er Ersatz von schmiedeeisernen Schüsseln erhielt, die er weder umzustürzen, noch zu zerbeißen vermochte. In zoologischen Gärten ist er selten anzutreffen; der berliner soll, wie man uns mittheilt, ein Exemplar besitzen. Diesem Vogel gegenüber zeichnet sich der Fächerpapagei — der mittlere unserer Gruppe — durch sein buntes Federkleid aus. Sein Gesicht ist bräunlich-fahl, Hinter- und Seitenhals, sowie die ganze Oberseite und die Schenkel sind glänzend-dunkelgrün, der sich namentlich im erregten Zustande aufrichtende Hals tragen ist karminroth ins weichenfarbige spielend, jede Feder an der Wurzel braunfahl und an der Spitze von einem breiten blauen Saum eingefasst; die ganze Unterseite ist mit Ausnahme der seitlichen, außen grünen Brustfedern, ebenso gefärbt und gezeichnet; die Handschwingen und deren Deckfedern sind ganz, die vorderen Armschwingen an der Wurzelhälfte der Innenseite schwarz, die drei letzten grün, die Schwanzfedern, mit Ausnahme der äußersten innen schwarzen, außen dunkel-schwarzblauen, grün wie der Rücken, innen breit mattschwarz gerandet. Die ganze Länge des Vogels beträgt 27, die Fittiglänge 18 und die Schwanzlänge 14 Centimeter. Sein Wohnsitz ist, soviel bekannt, in den Wäldern am Amazonasstrom, Surinam und Guayana. Gezähmt wird er zu den freundlichsten Exemplaren seiner Gattung gezähmt. Der dritte im Bunde, der einen Meter lange, mit einer Fittiglänge von 42 und einer Schwanzlänge von 58 Centimeter, Hyacintharara, steht nicht allein durch seine Größe, sondern auch durch seine Schönheit obenan unter den Papageiarten. Sein Schnabel ist groß, sein Gefieder einfarbig dunkel kobaltblau, Hals und Kopf etwas lichter, die Wurzel der Federn grau, die Innenseite der Federn schwärzlich gefärbt; die Schwingen, Steuerfedern und die größten Unterschlügeldeckfedern sind glänzend schwarz nebst deren Schäfte. Das Auge ist tiefbraun, der nackte Augenkreis nebst der nackten Haut um den Unterschnabel hoch orange, der Schnabel schwarz, der Fuß schwärzlichbraun. Er ist auf

dem nördlichen Theil des mittleren Brasiliens verbreitet, aber tritt auch dort nur einzeln auf und ist eine seltene Erscheinung auf dem Vogelmarkt. — Der auf unserm Bilde als Repräsentant seltener Säugethiere fungierende Marderhund hat seine Heimat in Japan, China, im gemäßigten Ostsibirien und den Amurländern. Unter den langen, braunen Haaren besitzt er eine dichte, graue Wolle, wodurch bei der Bewegung des Thieres sich Falten im Pelz bilden, was zur Folge hat, daß dieser an einigen Stellen als grau, an andern als braun erscheint. Stirn und Schläfenpartie, Halsseiten und ein Fleck hinter dem Schulterblatt, Nasenrücken und das Innere der Ohren sind bestimmt hell gefärbt, dagegen sind Beine, Brust, Gesicht und Kehle schwarzbraun. Die Färbungen weichen jedoch vielfach von einander ab. Sein Kopf erinnert lebhaft an Meister Reinecke, wie man versichert, soll er jedoch schüchtern von Natur sein und sich leicht erziehen lassen. In seiner Heimat wird er vielfach wegen seines schmackhaften Fleisches gejagt. art.

Literarische Umschau.

„Magazin für die Literatur des Auslandes.“ Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. Diese von Dr. Ed. Engel in Berlin vortrefflich redigirte und von Mitarbeitern, wie Paul Heyse, Geibel, Bodenstedt, Alfred Meißner, Emilio Castelar unterstützte Zeitschrift bildet seit einem halben Jahrhundert den besten Anknüpfungspunkt für alle auf die Pflege der Weltliteratur gerichteten Bestrebungen. In dem Todesjahr Goethe's gegründet, hat es schon bei seinem Entstehen die Aufmerksamkeit selbst dieses Hochmeisters deutscher Literatur erweckt. Es beschäftigt sich in gleicher Sorgfalt und Liebe mit sämtlichen Literaturen der Kulturvölker und gewährt damit eine Umschau über die geistige Bewegung aller dieser Völker, wie sie jedem wahrhaft Gebildeten, wenn nicht Bedürfnis ist, so doch jedenfalls sein sollte. Die Aufgabe, welche der Verleger seinem „Magazin“ gestellt hat, nämlich, um seine eigenen Worte zu gebrauchen: „jede bedeutende Erscheinung der Literatur, gleichviel, ob in Frankreich oder in China, in Rußland oder in Portugal — wenn sie nur für gebildete Leser von Interesse ist — kritisch seinem Publikum vorzuführen, ist jedenfalls eine der schwierigsten, welche auf dem Gebiete der Zeitschriften überhaupt gestellt werden können. Es freut uns, versichern zu können, daß der Erfolg dieses berufenen Unternehmens nicht bloß in dem Troste besteht, Großes gewollt, sondern auch in der Thatfache, wirklich Nühmenswerthes geleistet zu haben. Nicht allein in Anbetracht des Inhalts, sondern auch angeht des 32 große Spalten umfassenden Umfangs der Wochenschrift ist der Preis, 4 Mark vierteljährlich, äußerst wohlfeil zu nennen.

„Deutscher Handwerker- und Arbeiter-Notizkalender für das Jahr 1881.“ Nürnberg, Verlag von Wörlein und Gen. Der neue Jahrgang dieses in immer weiteren Volkstheilen beliebt werdenden Kalenders enthält außer dem Kalendarium und den diesem angefügten Daten bezüglich der Geburts- oder Todestage berühmter Männer oder der Jahrestage erinnerungswerther Ereignisse eine stattliche Reihe von Gesetzen und gesetzlichen Bestimmungen, welche für Handwerker und Arbeiter von besonders hoher Bedeutung sind; nämlich die für Arbeiter und Gewerbetreibende wichtigsten Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung, das Haftpflichtgesetz, das Wuchergesetz, das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie, sowie das die Verlängerung desselben bestimmende Gesetz vom 31. Mai 1880, endlich das Wahlgesetz für den deutschen Reichstag. Außerdem bietet der Kalender eine reichhaltige Zusammenstellung der das große Publikum angehenden Bestimmungen des Postverkehrs nebst einer Zinsberechnungstabelle und einem Wechselstempeltarif für das deutsche Reich. Den Schluß bilden die für die Notizen eines jeden Tages im Jahre bestimmten leeren Blätter, an Zahl und Papierbeschaffenheit für die Anforderungen derer, denen der Kalender gewidmet ist, wohl vollkommen genügend. Der so sehr billige Preis berechtigt die Verlags-Handlung zu der Hoffnung auf erhebliches Steigen des Absatzes ihres auch schon in den früheren Jahren in vielen tausenden zur Verbreitung gelangten gemeinnützigen Werkchens.

Sprechsaal für jedermann.

Wo befindet sich Mr. Franz Bröcker, Manufacturer of Segars. Derselbe wohnte vor circa vier Jahren in New-York, City 1075, Third Ave, Amerika, und soll jetzt in Baltimore wohnen. Derselbe wird gebeten, seine Adresse an Fritz Haburg, Potsdam, Zunkerstraße 24, behufs wichtiger Mittheilung gelangen zu lassen. — Alle befreundeten Blätter in Amerika werden um Abdruck gebeten.

Inhalt. Die Schwestern, Roman von M. Kautsky (Fortsetzung). — Diät des Geistes und des Herzens, von Dr. med. Ed. Reich. — Ueber das Problem des Fliegens, von Ingenieur P. Köhler. — Mein Freund, der Klopfsgeist. Eine Spiritistengeschichte aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, von H. E. (V.) — Ein Hauch von Lessings Geiste. — Am Schußfäll (mit Illustration). — Seltene Thiere (mit Illustration). — Literarische Umschau. — Sprechsaal für jedermann.